Das Prinzeßchen.

Vierter Band.

Das Prinzeßchen.

Roman

von

Ewald August König,
Verfasser des preisgekrönten Romans: „Durch Kampf zum Frieden.“

Vierter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1872.

Erstes Kapitel.

Der Tag der Gerichtssitzung war angebrochen. Unter dem Vorwande, daß er den Verhandlungen beiwohnen wolle, verließ Hermann das Cabinet des Vaters, aber nicht dem angeklagten Oheim, sondern dem Rittergutsbesitzer von Wollheim, dessen geradezu feindseliges Auftreten ihn in hohem Grade beunruhigte, galt sein Gang.

Er, für seine Person hatte noch keinen Grund gefunden, zu bezweifeln, daß Herr von Wollheim nicht der sei, für den er sich ausgab, der reiche Edelmann, auf dessen Freundschaft er stolz sein durfte.

Er hatte mit Zuversicht erwartet, sein Freund werde sich, wenigstens einstweilen, mit dem Schuldschein begnügen, der ihm ja hinreichende Sicherheit für seine Forderung bot, zumal Herr von Wollheim die Verhältnisse kannte, unter denen

sein Schuldner die Stadt auf einige Zeit verlassen wollte, und er selbst aus freien Stücken unter gewissen, allerdings noch nicht erfüllten Bedingungen auf die Forderung verzichtet hatte.

Woher rührte nun die so plötzlich an den Tag tretende feindliche Gesinnung?

War es denn seine Schuld, daß der Edelmann sich in seinen Hoffnungen getäuscht sehen mußte?

War Herr von Wollheim nicht seinem Freunde zu großem Dank verpflichtet? Hatte Hermann nicht sofort neue Pläne geschmiedet, ja bereits einleitende Schritte gethan, um seine Schwester dem Edelmanne in die Arme zu führen?

Und zum Dank dafür wollte der Rittergutsbesitzer ihn jetzt zwingen, die Schuld zu tilgen, trotzdem er wußte, daß sein Freund die bedeutende Summe nicht auftreiben konnte?

Je länger er seinen Besorgnissen nachdachte, desto schwerer ward die Last, die ihn drückte, und je mehr er diesen Druck empfand, desto gereizter ward seine Stimmung.

Er hatte in den letzten Tagen so viele Sorgen, Unannehmlichkeiten und Aufregungen gehabt, daß ihm diese neue Aufregung besser erspart worden wäre, Herr von Wollheim

wußte das, um so rücksichtsloser war sein Benehmen.

Der Rittergutsbesitzer empfing den jungen Herrn mit der ihm eigenen, bestechenden Freundlichkeit, auf dem Tische vor dem Divan war ein Gabelfrühstück für zwei Personen servirt, und im silbernen Kühleimer standen zwei Flaschen Champagner.

„Ich heiße Sie heute wohl zum letzten Male willkommen in meiner Wohnung," sagte Herr von Wollheim in einem sehr artigen und verbindlichen Tone, während aus seinen Augen blitzschnell ein lauernder Blick die erregten Züge des Freundes streifte, „Sie reisen heute Abend, ich werde morgen früh den Courierzug benutzen, um eine Stadt zu verlassen, in der ich so manche bittere Erfahrung machen mußte."

Er lud mit diesen Worten den jungen Herrn durch einen Wink ein, Platz zu nehmen, und ließ sich ihm gegenüber auf einem Sessel nieder, dann entkorkte er eine Flasche, füllte die Gläser und forderte durch einen Wink den Freund auf, zuzugreifen.

Hermann nippte nur an dem feurigen Weine, seine Hand zitterte, als sie das Glas zum Munde führte.

„Sie wollen uns also wirklich verlassen?" fragte er.

„Ja, und ich glaube, Ihnen meine Gründe genannt zu haben."

„Aber Ihre Unternehmungen?"

„Ich werde sie aus der Ferne ordnen."

„Unser Haus ist sehr stark betheiligt."

„Sollten ihm aus der Abwicklung Verluste erwachsen, so werde ich sie ersetzen," sagte Wollheim, das Haupt stolz zurückwerfend. „Bitte, bedienen Sie sich, ich werde etwas Salm nehmen."

Mechanisch ergriff Hermann die Schüssel, welche der Edelmann ihm reichte; die Ahnung, daß er vor einer Katastrophe stehe, die im nächsten Augenblick über ihn hereinbrechen werde, lag auf ihm wie ein drückender Alp, und mit Blitzesschnelle zogen in diesem Moment an seinem geistigen Auge alle die Stunden vorüber, die er in diesem eleganten Salon dem Roulette geopfert hatte.

Er sah nicht, daß Wollheim ihn scharf beobachtete, daß oft ein Zug tückischer Bosheit die Lippen dieses Mannes umzuckte, und gleichwohl der Blick des Edelmannes mitunter sich mit unverkennbarer Angst auf die Thüre heftete.

Wenn er dazu im Stande gewesen wäre und

sich die Mühe genommen hätte, seinen Freund zu beobachten, so würde er gewiß bemerkt haben, daß eine innere Angst den Gutsbesitzer verzehrte, eine Angst, die in scharfem Widerspruch mit der erheuchelten Heiterkeit stand.

Vielleicht hätte diese Entdeckung ihm die Warnungen und Drohungen des Referendars in's Gedächtniß zurückgerufen, aber auch diese Erinnerung würde keinen Nutzen für ihn gehabt haben, sein Vertrauen auf Herrn von Wollheim war unerschütterlich.

„Kann denn nichts Sie zurückhalten?" fragte Hermann nach einer Pause, indem er die Augen aufschlug und gleichzeitig das Glas ergriff. „Sie lieben Eleonore —"

„Nun nicht mehr, das ist vorbei!" unterbrach Wollheim ihn kühl. „Denken Sie, es sei nur ein Rausch gewesen, und dieser Rausch sei verflogen, ich mußte ja aus ihm erwachen, als ich entdeckte, daß die Liebe der jungen Dame zu mir eitel Lüge und Heuchelei war!"

„Sagen Sie das nicht! Eleonore hat sich durch einen Verleumder bethören lassen —"

„Ah, wenn sie mich innig und aufrichtig geliebt hätte, würde der Verleumder taube Ohren gefunden haben."

Wieder schweifte bei diesen Worten der Blick Wollheim's zur Thür hinüber, während Hermann den Teller zurückschob und das inzwischen neu gefüllte Glas leerte.

„Mein Vater wird das sehr bedauern," sagte der junge Herr, „er sucht den Grund Ihrer Abreise in der reservirten Antwort, die er Ihnen auf Ihre Werbung gegeben hat."

„Er wird es bedauern, weil er fürchtet, daß die Interessen seines Geschäfts darunter leiden könnten," entgegnete Herr von Wollheim achselzuckend, „dieses Bedauern aber kann für mich nicht maßgebend sein. Lassen wir das, mein Entschluß steht fest, nichts wird mich bewegen, ihn zu ändern. Sie reisen spät, mein Freund!"

„Heute Abend."

„Sie hätten schon vorgestern abreisen müssen!"

„Nein, es kann nicht schaden, wenn das Mädchen sich in Hamburg langweilt und mit wachsender Ungeduld mich erwartet. Ich werde ihr sagen, es sei mir unmöglich gewesen, früher zu kommen, und dann mein Erstaunen äußern, daß ich sie noch in Hamburg finde. Ich habe mir meinen Plan zurecht gelegt, er muß gelingen. Ich erkläre ihr, daß ihr Vater schon vor mehreren Tagen eingetroffen sein müsse, ich werde zu

dem Rheder gehen, dessen Adresse der Flüchtling besaß, und von dort dem Mädchen ein Billet ihres Vaters mitbringen, in welchem der verrückte Maler ihr mittheilt, er habe keine Zeit gefunden, sie aufzusuchen, das Schiff sei unverzüglich nach seiner Ankunft abgefahren, er erwarte sie mit dem nächsten Schiffe in New-York. Sie wird in die Aechtheit dieses Briefes keine Zweifel setzen und nichts dagegen einwenden, wenn ich ihr den Vorschlag mache, mit dem nächsten Schiffe nach New-York zu reisen."

„Und dann?" fragte Wollheim mit einem sardonischen Lächeln auf den Lippen.

„Dann beginnen in New-York die vergeblichen Nachforschungen, und ich spiele inzwischen den kleinen Roman zu Ende."

„Sie werden Rosa heirathen?"

„O, nein, ich werde nicht so thöricht sein!"

„Aber fürchten Sie nicht die Rache der Familie?"

„Wer soll sie herausfordern?"

„Jenun, wenn das Mädchen von drüben schreibt —"

„Dafür lassen Sie mich sorgen. Ich habe gehört, in New-York könne man mit sehr leichter Mühe einem schönen Mädchen für immer ein

Obdach verschaffen, sie spurlos verschwinden lassen —"

„Gewiß, aber glauben Sie, die Familie werde sich dabei beruhigen? Der erste Verdacht wird auf Sie fallen, man wird entdecken, daß Sie mit einer jungen Dame von Hamburg nach New-York gereist sind, man wird die Polizei hier und drüben in Bewegung bringen, und die Verdachtgründe müssen sich in Folge dieser Nachforschungen gegen Sie mehren! In welcher Weise wollen Sie sich rechtfertigen?"

„Bah, ich werde einfach erklären, daß ich die Beschuldigungen nicht anerkennen, mich also auch zu einer Rechtfertigung nicht verpflichtet halten könne. Ich werde den Unverschämten die Thüre zeigen und —"

„Sie gehen sehr leichtfertig darüber hinweg," sagte Wollheim sarkastisch. „Nehmen wir einen andern Fall. Gesetzt, der Vater des Mädchens wird heute freigesprochen, wie wird alsdann die Sache sich gestalten?"

„Nicht anders, als wie sie gegenwärtig liegt," erwiderte Hermann im Tone ruhiger Zuversicht. „Niemand außer mir weiß, wohin das Prinzeßchen gereist ist. Niemand kann mich beschuldigen, daß ich sie zu dieser Reise veranlaßt

habe. Ueberdies liegt es nicht in der Wahrscheinlichkeit, daß das Urtheil der Geschworenen freisprechend lauten wird, geschieht es aber wider Erwarten, so steht im Hintergrunde das Irrenhaus, dem der verrückte Maler nicht entrinnen wird."

Herr von Wollheim zuckte gleichgültig die Achseln und bot seinem Freunde eine Cigarre an.

„Sie müssen es wissen," sagte er, „ich wäre nicht so ruhig dabei, ich würde längst der jungen Dame gefolgt sein."

„Vielleicht hätte ich es gethan, wenn ich nicht durch meine Freundschaft für Sie hier zurückgehalten worden wäre," antwortete Hermann, mit einem forschenden Blick auf das Gesicht des Edelmannes.

„Lassen wir das auf sich beruhen," wehrte Wollheim ab, und wieder umzuckte der tückische Zug seine Lippen, „vielleicht hat Ihre Freundschaft mehr geschadet, als genutzt. Ich kann mich noch immer nicht der Vermuthung erwehren, daß dieser Plan vor der Zeit verrathen worden ist, Eleonore würde ihn ihrer Freundin gewiß nicht enthüllt haben, und der Referendar war auch nicht zufällig in D. Wahrscheinlich haben Sie geplaudert, mein Freund, über meine Lippen ist

keine Silbe gekommen, und die Lippen Eleonore's schloß das Schamgefühl. Ich habe meine besonderen Gedanken, aber wir wollen die Zeit mit nutzlosen Erörterungen nicht verlieren."

„Ich kann Ihnen nur wiederholen —"

„Nicht doch — brechen wir davon ab. Ich machte Sie gestern Abend darauf aufmerksam, daß vor dem Abschiede auf immer die zwischen uns schwebende Angelegenheit geordnet werden müsse, haben Sie vielleicht darüber nachgedacht, in welcher Weise dies am besten geschehen könne?"

Dem jungen Herrn schoß das Blut in die fahlen Wangen, seine Brauen zogen sich leicht zusammen, ein Gefühl der Erbitterung beschlich ihn.

„Nein," erwiderte er, und der Ton, den er anschlug, klang rauh und unfreundlich, „ich hielt das nicht für nöthig, weil ich mir sagte, diese Angelegenheit sei bereits zu beiderseitiger Zufriedenheit geordnet."

„Ah — Sie gehen auch darüber leicht hinweg!"

„Keineswegs! Sie haben genügende Sicherheit!"

„In Ihrem Schuldschein?"

„Wie, mein Herr, Sie zweifeln —"

„Ereifern Sie sich nicht, mein Freund, wir können das ja in aller Ruhe ordnen," sagte der Gutsbesitzer, während er die zweite Flasche entkorkte. „Ich besitze allerdings einen Schuldschein über den Betrag von zehntausend Thalern von Ihnen, einen Theil dieser Summe lieh ich Ihnen baar, der andere ist eine Ehrenschuld, die man in den Kreisen unseres Standes in der Regel binnen vierundzwanzig Stunden in baarem Gelde tilgt. Sie sind majorenn, der Schuldschein hat also gesetzliche Gültigkeit, ich gebe das zu, aber ich finde nicht, daß hierin eine Sicherheit für mich liegt, so lange Sie Ihren Vater noch nicht beerbt haben."

Hermann wollte von seinem Sitz aufspringen, aber er bezwang sich, er sah ein, daß er diesem Gegner nicht gewachsen war, und ein leidenschaftlicher Ausbruch des in ihm tobenden Grimms ihn nur lächerlich gemacht haben würde.

„So lange Ihr Vater lebt, wird er selbst sein Vermögen verwalten," fuhr Wollheim in dem angeschlagenen kühlen Geschäftstone fort, „er wird Ihnen nicht gestatten, über so bedeutende Summen zu verfügen, und wer kann wissen, welche Unglücksfälle ihn im Laufe der

Zeit vielleicht treffen werden. Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihnen das sage, Sie müssen zugeben, daß jeder Kaufmann, jeder Bankier den Wechselfällen des Glücks unterworfen ist, daß der plötzliche, unerwartete Sturz irgend eines Geschäftsfreundes auch den Sturz Ihres Hauses herbeiführen kann."

„Sie haben, wie es scheint, keine hohe Meinung von unseren Fonds!" warf Hermann, zitternd vor Erregung, mit dumpfer, heiserer Stimme ein.

„Offen gestanden, nein!"

„Herr von Wollheim!"

„Erlauben Sie, ich will damit nur sagen, daß Ihr Haus nicht über die Fonds eines Barons von Rothschild gebieten kann, daß also bedeutende Verluste es immerhin der Gefahr des Sturzes aussetzen. Und Niemand weiß voraus, wann solche Verluste eintreten können."

Der junge Herr machte den Versuch, sich den Anschein eines geringschätzenden Gleichmuths zu geben, aber dieser Versuch scheiterte an seiner inneren Angst, die er nicht bewältigen konnte. Das Lorgnon, welches er auf die Nase setzen wollte, offenbar in der Absicht, seinen Gläubiger mit einem höhnischen, herablassenden Blick zu

beehren, entfiel seiner zitternden Hand, die gleich darauf in fieberhafter Erregung die erloschene Cigarre im Aschenbecher zerstieß.

Herr von Wollheim, dem keine dieser Bewegungen entging, welche ihm die Gedanken und Absichten seines Freundes offenbaren mußten, lächelte spöttisch und bot dem Schuldner eine neue Cigarre an, die mit energischem Kopfschütteln abgelehnt wurde.

„Sie können mir nicht übel nehmen, wenn ich unter solchen Verhältnissen und angesichts einer Trennung für immer, bessere Sicherheit verlange," sagte er.

„Was nennen Sie bessere Sicherheit?" fragte Hermann mit einem zornflammenden Blick auf das ernste, kalte Gesicht seines Gegners.

„Baares Geld."

„Ich kann es Ihnen nicht geben."

„Damit werden Sie mich nicht abspeisen!"

„Aber mein Gott, Sie wissen ja selbst, daß mir die Hände gebunden sind."

„Wußten Sie es nicht?" fragte Wollheim scharf. „Ja, Sie wußten es und —"

„Sparen Sie Vorwürfe, zu denen Sie nicht berechtigt sind!" wallte Hermann leidenschaftlich auf. „Ich habe Ihnen gesagt, daß ich die

Schuld in Raten tilgen werde, Sie nahmen diesen Vorschlag an —"

„Verzeihen Sie, seit jener Uebereinkunft hat die Sachlage sich wesentlich geändert," fiel der Gutsbesitzer ihm in's Wort, jetzt einen drohenden Ton anschlagend. „Sie stehen im Begriff, eine Reise anzutreten, von der Sie vielleicht binnen Jahresfrist nicht zurückkehren werden, ja, die Möglichkeit liegt nahe, daß diese Reise Ihren Vater veranlassen wird, Sie zu enterben. Wenn dieser, immerhin mögliche Fall eintritt, so ist Ihr Schuldschein nicht das Papier werth, auf dem er geschrieben ist."

„Das sagen Sie mir?" rief Hermann, unfähig, länger seine Fassung zu behaupten. „Sie, der sich bisher mein Freund nannte? Ah, ich habe mich sehr in Ihnen getäuscht, Herr von Wollheim!"

Der Edelmann zuckte die Achseln, als ob er sagen wolle, das sei ihm außerordentlich gleichgültig, es handle sich jetzt um andere Dinge, als um Freundschaft und banale Redensarten.

„Wenn ich Ihnen eine so bedeutende Summe schuldete, würden Sie ebenfalls Zahlung, oder genügende Sicherheit verlangen," erwiderte er, „in erster Reihe sind wir Beide, denke ich, Ge=

schäftsleute, das schließt indeß nicht aus, daß wir auch Freunde sein und bleiben können."

„Nachdem Sie mir solche Worte gesagt, an meiner Ehre gezweifelt haben —"

„Regen Sie sich nicht auf, wenn ich an Ihrer Ehre zweifeln wollte, so würden Ihre Beziehungen zu dem sogenannten Prinzeßchen mir dazu hinreichend Veranlassung gegeben haben. Ich gebe Ihnen noch einmal die Verhältnisse, wie ich sie Ihnen schilderte, zu bedenken und frage Sie, welche andere Sicherheit, als baares Geld wollen und können Sie mir geben?"

In unbeschreiblicher Aufregung war Hermann von seinem Sitz aufgesprungen, er durchmaß das Zimmer mit großen Schritten, während der Gutsbesitzer behaglich seinen Champagner schlürfte, ein Stückchen Salm verzehrte und eine neue Cigarre anzündete.

„Ich kann Ihnen das Geld nicht zahlen," sagte er mit bebender Stimme, „ich bedarf selbst einer namhaften Summe, um die weite Reise machen zu können —"

„Bah, Sie werden schon Mittel finden, es sich zu verschaffen!"

„Nennen Sie mir ein solches Mittel."

„Sie sind Procurist Ihres Hauses."

„Was weiter?“

„Wenn Sie einen Wechsel ausstellen auf ein namhaftes Bankhaus in London oder Paris, wird man das Papier an der Börse gerne kaufen.“

„Soll ich selbst es zum Verkauf ausbieten?“ fragte Hermann mit beißendem Hohne. „Wollen Sie, daß ich mit meiner eigenen Unterschrift Handel treibe?“

„Bewahre, Sie giriren den Wechsel an mich, ich werde einen Wechselmakler mit dem Verkauf beauftragen.

Hermann stand lange in Nachdenken versunken, es leuchtete ihm ein, daß dieser Weg der einfachste und kürzeste war, um die Schuld zu tilgen. Er betrog freilich seinen Vater, aber die Schuld mußte gezahlt werden, der feste, entschiedene Ton, in welchem Wollheim seine Forderung stellte, ließ das nicht bezweifeln.

„Und wenn ich dies nicht thue?“ fragte er.

„Dann werde ich mich genöthigt sehen, Ihrem Herrn Vater den Schuldschein vorzulegen,“ erwiderte der Gutsbesitzer kühl.

Der junge Mann zuckte zusammen, jäh loderte in seinen Augen die verzehrende Gluth der Wuth und des Hasses auf.

„Wäre dies eines Edelmannes würdig?“ rief er.

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich in erster Reihe Geschäftsmann bin.“

„Ja, ein Wucherer, Spieler —“

„Mein Freund, mäßigen Sie sich, Sie befinden sich in meiner Wohnung!“

Hermann klemmte die Unterlippe zwischen die Zähne, aber Herr von Wollheim schien von der Erregung seines Schuldners durchaus keine Notiz nehmen zu wollen, er widmete anscheinend seine Aufmerksamkeit ungetheilt den Rauchwölkchen, die, sich kräuselnd, zur eleganten Decke des Salons aufstiegen.

„Ich bedaure sehr, Ihnen das sagen zu müssen,“ nahm er nach einer Pause wieder das Wort, „aber Sie wollen ja nicht einsehen, daß ich vollständig in meinem Rechte bin, Sie wollen die Sachlage nicht anerkennen. Sie reisen heute ab, einem höchst unsichern Ziele entgegen, ich nehme Abschied von Ihnen für immer, mit welchem Recht wollen Sie mir zürnen, wenn ich vor dem Abschiede unsere Angelegenheiten zu ordnen suche? Geben Sie mir den Wechsel, ich bin damit zufrieden, trotzdem ich weiß, daß auch dieses Papier mir keine hinreichende Sicherheit

bietet, da ich nur hoffen, nicht aber darauf vertrauen kann, daß Ihr Herr Vater Ihre Unterschrift auf diesem Documente anerkennen und honoriren wird.“

„Sie häufen Beleidigung auf Beleidigung,“ erwiderte Hermann, der sich hastig dem Tische genähert und sein Portefeuille aus der Tasche gezogen hatte. „Sie zwingen mich, einen Schritt zu thun, der für mich die unangenehmsten Folgen haben kann, aber ich werde ihn thun, und dann nur noch Verachtung für Sie empfinden! Sie haben mich zum Spiel verleitet, Sie haben dafür gesorgt, daß die Schuld immer höher anwuchs, Sie — ah, mein Herr, ich glaube nun bald Sie zu durchschauen!“

Wollheim lächelte spöttisch, es war das Lächeln eines tückischen Dämons, der sich an den Qualen seines Opfers weidet.

„Das sind außerordentlich wohlfeile Redensarten,“ sagte er gelassen, „ich habe sie stets nur von Leuten Ihres Standes vernommen! Ihre Verachtung wird mich sehr kalt lassen, aber ehe Sie fortfahren in Ihren beleidigenden Ausdrücken, möchte ich Sie daran erinnern, daß ich die Mittel besitze, für jede Beleidigung von Ihrer Seite Revanche zu nehmen. Es ist sehr unklug von

Ihnen, einen solchen Ton mir gegenüber anzuschlagen, da Sie doch wissen, daß ich die Macht besitze, Ihre Abreise nach Hamburg zu verhindern uud der Polizei Veranlassung zu geben, sich ernstlich mit Ihnen zu beschäftigen. Ich würde, wenn ich dies thäte, meiner Ehre und Selbstachtung nicht zu nahe treten, denn ich habe Ihnen keine Verschwiegenheit gelobt, und selbst wenn ich dies gethan hätte, würde Ihr Benehmen mich von meinem Versprechen entbinden. Deshalb rathe ich Ihnen, zu schweigen."

Hermann hatte sich am Tische wieder niedergelassen, man sah ihm an, daß er eine Erwiderung geben wollte, die wahrscheinlich neues Oel in's Feuer gegossen haben würde, aber er drängte gewaltsam die Worte zurück, die ihm schon auf der Zunge schwebten, und legte ein Wechselformular, welches er aus seinem Portefeuille genommen hatte, vor sich hin. Ein elegantes Schreibzeug stand neben dem silbernen Kühleimer, Herr von Wollheim hatte in richtiger Würdigung der Verhältnisse für alles Nöthige Sorge getragen und seinem Schuldner die Ordnung der Angele genheit soviel als möglich erleichtert.

Einige Minuten später überreichte Hermann ihm den Wechsel, auf den der Gutsbesitzer nur

einen flüchtigen Blick warf, um dann befriedigt mit dem Kopfe zu nicken.

„Es wäre mir lieb, wenn Sie mit dem Verkauf dieses Papiers bis morgen warten wollten,“ sagte der junge Herr mit mühsam erzwungener Fassung.

„Sie wissen, daß ich morgen früh abreisen werde.“

„So verschieben Sie die Abreise um einen Tag.“

„Fürchten Sie, man könne an der Börse Zweifel in die Echtheit der Unterschrift setzen?“

„O nein, ich habe ja schon viele von unserem Hause ausgestellte Wechsel unterschrieben.“

„Also kann es Ihnen gleichgültig sein, wann das Papier in andere Hände übergeht,“ sagte Wollheim gleichgültig. „Die Angelegenheit wäre nun geordnet; eine kleine Strafpredigt von Seiten des Vaters wird allerdings nachfolgen, aber wenn sie erfolgt, weilen Sie jenseits des Oceans, und weit vom Ziel ist gut vor'm Schuß. Sie werden mir später dankbar dafür sein, daß ich Sie gewissermaßen genöthigt habe, die Sache in dieser Weise zu erledigen, ich habe Sie dadurch rasch von einer Verbindlichkeit befreit, welche Sie vielleicht noch lange Jahre gedrückt haben würde.“

Hermann schwieg, das Gefühl des Hasses und der Verachtung hatte sich seiner so sehr bemächtigt, daß er es sogar vermied, dem Blick seines einstigen Freundes zu begegnen, weil er fürchtete, sein Haß könne in hellen Flammen ausbrechen, und weil er selbst sehr gut wußte, daß er seine eigenen Interessen gefährdete, wenn er diesen gefährlichen Gegner zu Feindseligkeiten reizte.

Er zog seine hellen Glacéhandschuhe an und holte Hut und Stock, die auf einem Seitentischchen lagen.

„Haben Sie es so eilig?" fragte Wollheim mit einem leisen Anflug von boshaftem Spott. „Ich hoffe, wir trennen uns nicht im Hader, die kränkenden Worte, die Sie mir gesagt haben, sind Ihnen längst vergeben."

„Ich glaube nicht, daß Sie mir etwas zu vergeben haben," antwortete Hermann erbittert, „die Schuld ist getilgt, nun sind wir geschieden."

„Dann leben Sie wohl, Herr Bauerband!" sagte der Gutsbesitzer, ohne sich aus seinem Sessel zu erheben. „Ich hoffe, Sie werden sich meiner noch oft erinnern."

„Gewiß," entgegnete der junge Herr in demselben beißenden, sarkastischen Tone, „an Ge=

legenheit dazu wird es mir in der nächsten Zeit nicht fehlen. Aber ob die Erinnerung Sie ehren wird, ist eine andere Frage!"

„Ich überlasse es Ihnen, die Antwort auf diese Frage zu suchen."

„Sie werden sie bereits gefunden haben."

„Allerdings, aber nicht in Ihrem Sinne! Bitte, grüßen Sie Ihren Herrn Vater und sagen Sie ihm, daß ich im Laufe der nächsten Tage ihm schreiben und einen Auszug meines Contos verlangen würde.

Er verbeugte sich noch einmal in einer sehr spöttischen Weise, aber Hermann bemerkte es nicht, er stürmte hinaus, ohne den Gruß zu erwidern.

Die Tragweite dessen, was er gethan hatte, um sich aus den Fesseln dieses Mannes zu befreien, konnte er in diesem Augenblick noch nicht überschauen, es tobte und stürmte so gewaltig in ihm, daß es ihm ganz unmöglich war, in sein Denken Klarheit zu bringen, einen bestimmten Gedanken zu erfassen und zu verfolgen.

Ganz unempfänglich gegen jeden äußern Eindruck, wollte er an dem Rentner Beier vorbeistürmen, aber der kleine Herr trat ihm in den Weg und zwang ihn, stehen zu bleiben.

Er sah die zornfunkelnden Aeuglein durch-

bohrend auf sich gerichtet und trotz seiner eigenen Erregung bemerkte er, daß es auch im Innern des kleinen Mannes tobte und stürmte.

„Junger Herr, Ihre Fräulein Braut, das Prinzeßchen, wird vermißt," sagte der Rentner im Tone eines Richters der Inquisition, „die junge Dame ist als Zeugin in der Sache wider ihren Vater vorgeladen und nicht erschienen."

„Weshalb fragen Sie mich?" fuhr Hermann auf.

„Weil ich vermuthe, daß Sie wissen werden, wo Röschen gegenwärtig sich befindet," antwortete der kleine Herr, eine gewaltige Seifenschüssel ausschüttend.

„Ich glaube, in Ihrem Hirn kreuzen sich oft Vermuthungen, die mit der Logik in erbittertem Streit liegen," spottete der Sohn des Bankiers, vornehm auf den ehemaligen Friseur hinunter schauend.

Der kleine Mann erhob seinen spanischen Rohrstock, aber im nächsten Augenblick ließ er den Arm wieder sinken, und ein Ausdruck der Verachtung breitete sich über sein ehrliches, gutmüthiges Gesicht.

„Sie werden mir später darüber Rechenschaft geben," sagte er, „ich habe jetzt zu große Eile.

Sie wissen, wo Röschen sich befindet, ich komme soeben aus dem Hause, in welchem sie bisher wohnte, ihre Thüre ist zugeschlossen, sie war es schon gestern und vorgestern."

„Gestern — ganz recht," erwiderte Hermann, wie Einer, der seine Gedanken aus weiter Ferne herbeiholt, „ich war auch dort und fand ebenfalls die Thüre geschlossen. Sie wird wohl Ausgänge zu machen haben, ich bin ihr Hüter nicht und habe auch nicht die Zeit, um mich nach Allem, was sie treibt, zu erkundigen."

„Ah — diese Antwort war eines Menschen ohne Charakter und Gesinnung würdig!" polterte der kleine Herr, aber Hermann hörte diese Worte nicht mehr, er hatte hastig seinen Weg fortgesetzt, und der Rentner empfand keine Lust, ihm zu folgen. Er eilte in den Gerichtssaal zurück, den er nur verlassen hatte, um Röschen zu holen.

Seine Nachricht, daß das Mädchen schon seit einigen Tagen verschwunden sei, machte einen sehr verschiedenen Eindruck.

Die Richter schüttelten die Köpfe, die Geschworenen flüsterten miteinander, aber der hagere Mann, der auf der Bank der Angeklagten zwischen zwei Gensd'armen saß, fuhr leidenschaftlich empor und beschuldigte seine Familie in herben

Ausdrücken, sie habe ihm nicht nur Freiheit und Ehre, sondern auch sein Kind geraubt.

Meister Mathias und Konrad, die einzigen anwesenden Glieder seiner Familie, wollten gegen diese Beschuldigung Protest einlegen, aber der Präsident entzog dem Angeklagten das Wort, und die Verhandlungen nahmen ihren Fortgang.

Die Aussagen der geladenen Zeugen waren dem Maler eher günstig, als gefährlich, sie constatirten nur sein excentrisches Wesen und bezogen sich zumeist auf seine frühere Flucht nach Amerika und die Schlauheit, mit der er diese Flucht in's Werk gesetzt und seine Gläubiger hinter's Licht geführt hatte.

Schon jetzt brachen die Stützen, auf denen die Anklage ruhte, die Aussage des Hauptzeugen gab ihnen den letzten Stoß.

Der Juwelier Stern erklärte mit freimüthiger Offenheit, er habe sich übereilt durch die Anerkennung der bei dem Maler gefundenen Edelsteine, er sei bereit, die Schuld zu sühnen und den Angeklagten zu entschädigen. Dann bewies er, daß die Möglichkeit dieser Anerkennung ihm sehr nahe gelegen hatte, ja, daß unter den damals obwaltenden Umständen kein Juwelier Bedenken getragen haben würde, diese Steine als

sein Eigenthum anzuerkennen. Er legte als Illustration zu dieser Behauptung einige Brillanten vor, die mit denen, welche unter so verdächtigen Umständen bei dem Angeklagten gefunden worden waren, eine frappante Aehnlichkeit hatten, und fuhr darauf fort, er wisse jetzt, wer die Steine gestohlen habe, der Werth sei ihm ersetzt worden, der Dieb habe sich dem strafenden Arme der Gerechtigkeit entzogen, und den Namen desselben wolle er nicht nennen. Er sei bereit, in jeder Form dem unschuldig Angeklagten Abbitte zu thun.

Diese Aussage zog dem Zeugen seitens des Präsidenten einen sehr ernsten Verweis zu, und der Staatsanwalt wollte sogar das Zeugniß anfechten und verwerfen.

Aber als auch Konrad die Aussage des Juweliers bekräftigte und eidlich erhärtete, er kenne ebenfalls den Dieb und habe aus dem eigenen Munde desselben das Geständniß der Schuld erhalten, zerfiel der Protest des Staatsanwalts, und der Vertheidiger triumphirte.

Der hagere Mann hatte kaum gehört, welche günstige Wendung sein Geschick so plötzlich nahm, seine Gedanken beschäftigten sich ausschließlich mit seinem Kinde. Oft schweifte sein glühender

Blick fragend zu dem Rentner hinüber, als erwarte er von ihm nähere Aufschlüsse, dann wieder schleuderte er flammende Blitze auf Konrad und Meister Mathias, die er im Bündnisse mit seinem Bruder Theodor und als die Urheber seines Unglücks wähnte.

Er hörte auch nicht, daß die Aerzte sich über die Frage stritten, ob sein Verstand in normalem Zustande oder zerrüttet sei.

Die als Sachverständige geladenen Aerzte, Doctor Horn allein ausgenommen, erklärten, die fixen Ideen des Malers seien ganz und gar ungefährlich, der Ausbruch des Wahnsinns nicht zu befürchten und kein triftiger Grund zur Einsperrung des Angeklagten in eine Irrenanstalt vorhanden.

Das Gutachten des Doctor Horn wich allerdings von diesem Urtheile weit ab, aber er blieb in der Minorität, es gelang ihm nicht, einen seiner Collegen zu seiner Ansicht zu bekehren, und im Kreuzverhör mit dem Vertheidiger, dem Staatsanwalt und den Geschworenen, mußte er, um sich nicht zu compromittiren, sein scharfes Urtheil so sehr mildern, daß es zuletzt keinen Werth mehr hatte.

Der Staatsanwalt konnte nun selbst die An-

klage nicht mehr aufrecht halten, für den Mord waren durchaus keine Beweise gegen Hugo Bauerband aufgefunden worden, und an der Wahrheit der Zeugenaussage des Juweliers ließ sich auch nicht mehr rütteln.

Der Vertheidiger beschränkte sich darauf, dem Untersuchungsrichter und dem Juwelier ernste Vorwürfe zu machen, und die Geschworenen sprachen nach kurzer Berathung ihr: „Nicht schuldig!" worauf der Präsident sofort den Angeklagten in Freiheit zu setzen befahl.

Meister Mathias war der Erste, der dem hageren Manne Glück wünschte, er that es in einer so warmen, herzlichen Weise, daß die Aufrichtigkeit seiner Freude über diesen Urtheilsspruch keinem Zweifel unterliegen konnte, auch Konrad bot dem Oheim die Hand, aber Hugo Bauerband schritt an Beiden vorbei, als ob er keine Ahnung davon hätte, daß ihre Worte ihm gelten sollten.

Er trat hastig auf den Rentner zu, schob seinen Arm in den des kleinen Herrn und zog ihn mit sich hinaus, ohne ein Wort zu sprechen.

Meister Mathias und Konrad sahen ihm verdutzt nach, dann aber regte sich auch in dem alten Manne die Galle, und schon wollte er

seinem Grimm über diese schnöde Abfertigung in derben Worten Luft machen, als Konrad, den nahenden Sturm bemerkend, dem Ausbruch desselben durch die Erklärung vorbeugte, die Nachricht Beier's habe den alten Haß des Oheims gegen die Familie geschürt, man müsse nun warten, bis er sich von der Grundlosigkeit dieses Hasses überzeugt habe. Er fügte hinzu, der Vater möge ruhig heimgehen, er werde den Beiden folgen und erforschen, ob das Prinzeßchen wirklich spurlos verschwunden sei.

„Krokodillsthränen! Ich mag sie nicht sehen!" rief der Maler, mühsam nach Athem ringend, als er das Gerichtsgebäude verlassen hatte. „Jetzt möchten sie heulen vor Freude, daß meine Unschuld anerkannt ist, und wenn ich verurtheilt oder in's Irrenhaus gebracht worden wäre, hätten sie's auch gethan."

„Meinen Sie?" fragte der Rentner entrüstet, indem er mit zornfunkelndem Blick an dem hageren Manne emporsah. „Da thu'n Sie Ihrem Bruder Mathias großes Unrecht."

Der Maler schüttelte nicht minder zornig die grauen Mähnen und drehte krampfhaft an seinem Knebelbarte.

„Ich kenne das Otterngezüchte," sagte er,

„mich betrügt es nicht mit der heuchlerischen Maske.“

„Aus Ihnen spricht der Haß!“

„Nein, die Erfahrung!“ fuhr der hagere Mann wild auf. „Haben sie nicht damals mir mein Kind entfremden wollen? Haben sie nicht ihm und mir Feindschaft geschworen, weil es mir folgte? Haben sie nicht schon damals mir in der Perspective das Irrenhaus mit der Bezeichnung: „Asyl“ gezeigt? Haben sie sich um mich bekümmert, während ich, von den Qualen der Verzweiflung gefoltert, im Gefängniß saß? Haben sie etwas gethan, um meine Unschuld an den Tag zu fördern? Haben sie nicht den Antrag eingereicht, daß man mich von Gerichtswegen wahnsinnig erklären möge? Ha — wahnsinnig! Ich könnte es werden, wenn ich über das Kapitel der brüderlichen Liebe nachdenke!“

„Sind Sie nun bald zu Ende?“ fragte der kleine Herr mit steigendem Aerger.

„Nein!“ rief der Maler so laut und scharf, daß die Vorübergehenden stehen blieben, um kopfschüttelnd dem sonderbaren Paar nachzuschauen. „Mich wundert nur, daß das andere Krokodill, der Erbschleicher und Spitzbube, nicht auch da war, um Thränen der Rührung zu weinen.“

„Daraus werden Sie erkennen, wer Ihr Feind ist!“

„Daraus? Sind Sie der Anwalt meines Bruders Mathias? Geben Sie sich keine Mühe, ich will seine Vertheidigung nicht hören.“

„Sie müssen sie hören!“

„Auch wenn ich nicht will?“ fragte der hagere Mann, mit dem langen Arme einen gewaltigen Hieb in die Luft führend. „Sie werden mich wahrhaftig nicht dazu zwingen! Aber Abrechnung werde ich mit ihnen halten, wenn sie mir mein Kind gestohlen haben.“

„Ruhig — ruhig,“ sagte Beier, dem es Mühe kostete, mit seinem Begleiter gleichen Schritt zu halten. „Noch wissen wir nicht, ob Ihr Kind wirklich die Wohnung verlassen hat. Meister Mathias, Konrad und ich, wir Alle sind gestern und vorgestern in dem Hause gewesen und haben unverrichteter Sache wieder abziehen müssen, aber ist es nicht auch möglich, daß Röschen sich eingeschlossen hat? Der Kummer, die Sorgen, die Ungewißheit, das Schwanken zwischen Fürchten und Hoffen, das Alles konnte sie bestimmen —“

„Sich in ihrem Zimmer einzuschließen, während ihr Vater vor den Schranken des Gerichts

stand?" fiel der Maler ihm rauh in's Wort. „Das glauben Sie selbst nicht, und was mich betrifft, so verlange ich von Ihnen einen solchen erbärmlichen Trost nicht."

Der Rentner nahm den Hut ab und fuhr mit seinem Taschentuche über das kahle Haupt, dann holte er seine Tabaksdose heraus, um dem hagern Manne eine Prise anzubieten.

„Wir werden uns sogleich überzeugen," sagte er, „sind unsere Befürchtungen begründet, dann will ich mit meinen Vermuthungen nicht hinter'm Berge halten. Aber das erkläre ich Ihnen schon jetzt, wenn Sie den gänzlich unbegründeten Haß gegen Ihren Bruder Mathias und dessen Familie nicht schwinden lassen, dann ziehe ich meine Hand von Ihnen ab, und Sie mögen zusehen, wie Sie allein fertig werden."

„Ich werde meinen Weg schon finden," brummte der Maler, den die Drohung seines Begleiters doch nachdenklich zu stimmen schien. „Mathias hat sich nicht um mich gekümmert."

„Sind Sie nicht selbst Schuld daran?"

„Bah, ich habe ihn behandelt, wie er es verdiente!"

„Ah, da möchte ich Ihnen zu bedenken geben, wer sich Ihres Kindes angenommen haben würde,

wenn er es nicht gethan hätte? Na, ich werde darüber später gründlich mit Ihnen sprechen, jetzt beschäftigen uns andere Dinge."

Sie hatten das Haus erreicht, der Maler stieg hastig die Treppe hinauf, so hastig, daß er oben im Gange stehen bleiben mußte, um Athem zu schöpfen.

Inzwischen hatte der Rentner die Thüre schon erreicht, er pochte an, Niemand antwortete.

Ein heiserer Schrei entrang sich den Lippen des hagern Mannes, mit einem gewaltigen Fußtritt sprengte er das Schloß, daß der Haken, in den die Riegel eingriffen, weit in's Zimmer flog.

Es lag und stand in dem Raume noch Alles so, wie er es in der Stunde seiner Verhaftung verlassen hatte, nur Eins fehlte, — das Prinzeßchen.

Beier eilte zur Thüre der Frau Wiedemann, auch diese war zugeschlossen, und sein wiederholtes Pochen blieb ohne Erfolg.

Umsonst hoffte der Maler einen Brief seines Kindes, oder irgend ein anderes Zeichen zu finden, welches ihm für seine Nachforschungen einen Haltepunkt hätte bieten können, er suchte vergeblich danach, und seine Wuth stieg fast zur

Raserei, während der kleine Rentner rathlos und verwirrt nur Erstaunen und Bestürzung äußern konnte.

„Ha — sie haben mir mein Kind gestohlen!" schrie der hagere Mann, in wildem Zorn die grauen Mähnen schüttelnd. „Mein armes, unschuldiges Kind! Aber wehe dem, der es gewagt hat, diesen Menschenraub zu begehen! Erwürgen werde ich ihn, so wahr ein Gott über uns ist! Zoll um Zoll soll er verenden vor meinen Füßen, und keine Gnade, kein Erbarmen werde ich in der Stunde seines Todes kennen!"

„Um Himmels willen, Ruhe!" bat der Rentner, der, eifrig seinen Schädel reibend, das Zimmer mit großen Schritten durchmaß. „Mit dieser Aufregung, diesem leidenschaftlichen Haß, dieser Wuth ist nichts gewonnen, hier kann nur Ruhe und Klarheit des Geistes eine Spur suchen und verfolgen."

„Ruhe!" spottete der Maler, aus dessen glühenden Augen flammende Blitze auf den kleinen Mann schossen. „Freilich, Sie können ruhig sein, Sie haben ja nichts verloren, und Ihnen wird, wie allen Anderen, das Hemd auch näher sein, als der Rock. Glauben Sie, mein Kind sei freiwillig fortgelaufen?"

Beier erwiderte nichts auf diese Bemerkung, er ging rasch dem Sohne des Meisters Mathias, der gerade jetzt eintrat, entgegen, und fast hatte es den Anschein, als ob er ihn schützen wolle vor der Wuth des Malers.

„So ist es wahr?“ fragte Konrad mit bebender Stimme, während er den Blick suchend durch das Zimmer schweifen ließ.

Der hagere Mann verschränkte die langen Arme und heftete die glühenden Augen mit durchdringender Kraft auf ihn.

„Heule, Krokodill!“ zischte er zwischen den aufeinander gepreßten Zähnen hervor, „Dir und Deiner Sippe stehen ja immer Thränen zu Gebote.“

„Hören Sie nicht auf ihn,“ rief der Rentner, „er ist wahnsinnig, und Alle macht er verantwortlich für das, was dem Prinzeßchen begegnet sein könnte.“

„Nur Einen kann er verantwortlich machen,“ erwiderte Konrad, in dessen Brust Groll und Erbitterung jedes andere Gefühl überwältigten, „nur Einer kann uns über das Schicksal Röschen's Aufschluß geben.“

„Wer ist dieser Eine?“ donnerte der Maler, dem jungen Manne näher tretend.

„Hermann.“

„Der Sohn des Spitzbuben?“

„Der Sohn des Bankiers.“

„Was hat er mit meinem Kinde zu schaffen?“

„Er ist mit Röschen verlobt.“

In einem gewaltigen Schrei brach die lang=verhaltene Wuth des hagern Mannes sich eine Bahn, dem Schrei folgte ein gellendes Lachen, das Lachen eines Wahnsinnigen.

Bestürzt wichen die Beiden zurück, aber im nächsten Augenblick hielt Konrad mit seinen sehnigen Armen den Oheim umschlungen, er drückte ihn gewaltsam nieder auf einen Stuhl und bat den Rentner, eine Flasche Wein zu ho=len, so rasch es ihm nur möglich sei.

Der hagere Mann raste und tobte, aber aus den muskulösen Armen konnte er sich nicht be=freien, und dem Zureden Konrad's gelang es endlich, den Sturm zu beschwören und den Ra=senden allmälig zu beruhigen.

Jetzt hörte der Maler schweigend an, was die Beiden ihm mittheilten, Konrad berichtete ihm, wann, wo und in welcher Weise Hermann die engeren Beziehungen zu Röschen angeknüpft hatte, Beier theilte ihm mit, wie väterlich besorgt Meister Mathias um das Mädchen gewesen war,

welche Warnungen und Ermahnungen der alte Mann ihr gegeben, welche Vorschläge er ihr gemacht und welchen Starrsinn er angetroffen hatte.

In Brüten versunken, nur von Zeit zu Zeit die flammenden Augen erhebend, um einen raschen, forschenden Blick auf das treue Gesicht Konrad's zu werfen, saß der hagere Mann schweigend da. Nach einer Weile sprang er von seinem Sitz auf, und als ob der Haß in seinem Innern nun getilgt sei und er begangenes Unrecht sühnen wolle, bot er dem jungen Manne die Hand.

„Wir müssen nun zusammenhalten," sagte er mit mühsam erzwungener Fassung, „wir dürfen nicht ruhen, bis wir Rosa gefunden und den Burschen, der sie entführt hat, gezüchtigt haben. Sage Deinem Vater, der ja an dem eigenen Sohne auch so großes Herzeleid erlebt habt, ich würde zu ihm kommen, sobald ich die Rechnung mit dem Schuft geordnet habe. Ich will allein hingehen, Niemand soll mich begleiten, — ja, ich werde in seinem Fuchsgesicht die Wahrheit finden, welche Maske er auch vorbinden mag!"

Bestürzt wollte Beier ihm abrathen, er erbot sich, den Sohn des Bankiers in's Gebet zu neh=

men, er versprach, Alles aufzubieten, um ihn zu einem Geständniß zu zwingen, aber der Maler beharrte hartnäckig bei seinem Vorhaben und stürmte hinaus, noch auf der Treppe den Beiden zurufend, er werde nicht dulden, daß einer von ihnen ihn begleite.

„So müssen wir ihn seinem Schicksal überlassen," sagte der kleine Herr, das kahle Haupt schüttelnd, „wir können ihn nicht gewaltsam zurückhalten. Bleiben Sie hier, ich werde ihm in einiger Entfernung folgen, wir dürfen ihn nicht allein lassen. Oder fühlen Sie das Bedürfniß, zu Mittag zu essen?"

„Mir ist der Appetit vergangen," erwiderte Konrad.

„Na, mir auch, überdies wüßte ich nicht, wo wir um drei Uhr Nachmittags noch speisen könnten, bleiben Sie, ich hoffe bald zurückzukehren."

Der kleine Herr eilte jetzt auch hinaus, um vor dem Hause des Bankiers die kommenden Dinge zu erwarten.

Zweites Kapitel.

Theodor Bauerband fühlte sich im höchsten Grade beunruhigt, als er erfuhr, daß sein Bruder sich wieder auf freiem Fuße befand.

Der Doctor Horn brachte ihm sofort nach dem Schluß der Gerichtssitzung ausführliche Nachricht, er versuchte ihn damit zu trösten, daß man nun wieder freies Spiel habe und den früher entworfenen Plan ausführen könne. Er sagte in zuversichtlichem Tone, daß er dem Maler eine Falle stellen werde, in welche dieser ohne Arg hineingehen werde, man möge ihm nur einige Tage gönnen, damit er die nöthigen Vorkehrungen treffen könne.

Aber den Bankier beruhigte dieses Versprechen nicht, er fürchtete den glühenden Haß seines Bruders zu sehr, und er kannte zu genau die

ganze Fülle dieses Hasses, als daß er sich mit diesem Trost hätte beruhigen können.

Auch Hermann war bestürzt, er hatte bei seinen Plänen die Möglichkeit der Freisprechung des Malers nicht in Betracht gezogen, und er bereute jetzt, daß er nicht schon früher dem Prinzeßchen nachgereist war.

Er konnte nicht bezweifeln, daß man dem Maler seine Beziehungen zu Röschen mittheilen werde, er mußte voraussehen, daß der Rentner Beier den Verdacht auf ihn lenken werde, er hatte ja schon aus dem Munde Beier's vernommen, daß er der Entführung des Mädchens beschuldigt wurde.

Er dachte darüber nach, ob er nicht augenblicklich abreisen könne, aber er fand keinen Vorwand, mit dem er die Aenderung seines Reiseplans bei dem Vater entschuldigen konnte.

Ueberdies sah er auch, daß der alte Herr nicht in der geeigneten Stimmung war, um über diese Angelegenheit mit seinem Sohne ruhig zu reden, Gründe anzuhören und zu prüfen; Theodor Bauerband war zu sehr mit seinen Besorgnissen beschäftigt, als daß er anderen Dingen seine Aufmerksamkeit hätte schenken können.

Von dem Verschwinden des Prinzeßchens

wußte er noch nichts, der Doctor Horn hatte übersehen, ihm dies mitzutheilen, um so größer und unangenehmer mußte seine Ueberraschung sein, wenn, wie zu erwarten stand, der Maler plötzlich eintrat, um von Hermann Rechenschaft zu fordern.

Der junge Herr wußte nicht, was er thun sollte, seine Angst und Unruhe wuchsen mit jeder Minute; so oft draußen Tritte erschallten, oder eine Stimme laut wurde, fuhr er zusammen, wie Einer, den ein plötzlich niederfahrender Blitzstrahl blendet. In seiner Rathlosigkeit und Verwirrung brachte er, wohl in der Hoffnung, dadurch seine Unruhe zu betäuben und die Gedanken zu zwingen, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen, die Rede auf den Rittergutsbesitzer.

Er berichtete dem Vater, Herr von Wollheim habe erklärt, daß er am nächsten Morgen abreisen werde und seine geschäftlichen Unternehmungen aus der Ferne abwickeln wolle, er kam auf den Grund des Bruches zu reden, den er lebhaft bedauerte, sprach von den Nachtheilen, die dem Geschäft voraussichtlich daraus erwachsen würden, und äußerte schließlich, man müsse Eleonore zwingen, diesem Herrn ihr Jawort zu geben und ihm alsdann ihre Hand anbieten, um ihn zu versöhnen.

Da aber fuhr Theodor Bauerband, der Mittheilungen des Referendars eingedenk, zornig auf, er nannte den Edelmann mit dürren Worten einen gesinnungslosen, ehrvergessenen Schuft und erklärte, wenn Herr von Wollheim die geschäftliche Verbindung nicht abgebrochen hätte, so würde er es gethan haben.

Daraus mußte Hermann entnehmen, daß sein Vater von der beabsichtigten Entführung Eleonore's unterrichtet war, er vermuthete, daß Eleonore selbst es ihm mitgetheilt hatte, um durch ein offenes Bekenntniß ihres Vergehens seine volle Verzeihung sich zu sichern.

Es ärgerte ihn jetzt, daß er dieses Thema berührt hatte, die Erregung des alten Herrn war dadurch nur gesteigert worden, um den üblen Eindruck zu verwischen, sprach er von seiner eigenen Reise, und es fiel ihm plötzlich ein, daß er nothwendig noch einige Einkäufe besorgen mußte, an die er seltsamer Weise bisher nicht gedacht hatte.

Theodor Bauerband nickte leicht, es war im Grunde ihm lieb, daß sein Sohn das Cabinet verlassen wollte, er fühlte das Bedürfniß, mit seinen quälenden Gedanken allein zu sein. Aber in demselben Augenblick, in welchem Hermann

seinen Hut ergriff, wurde ohne vorheriges Anpochen die Thüre ungestüm geöffnet, und auf der Schwelle des Cabinets erschien der Maler in seinem grauen, nichts weniger als sauberen Anzug.

Der Bankier wollte ihm mit einem erzwungenen Lächeln entgegengehen, aber er vermochte es nicht, er erbebte vor dem flammenden Blick, der ihn traf, seine Knie wankten, er mußte sich auf die Lehne eines Sessels stützen.

Hugo Bauerband schloß die Thüre hinter sich zu und pflanzte sich vor ihr auf, sein glühender Blick ruhte jetzt auf dem jungen Manne, der nur mühsam seine Fassung behaupten konnte.

„He — heult Ihr nicht auch Krokodillsthränen vor Freude darüber, daß die Machinationen meiner elenden Feinde gescheitert sind?" fragte er mit schneidendem Hohn. „Nein, Ihr könnt es nicht, denn Ihr steht vor mir wie überführte Verbrecher, die aus dem Munde des Richters das Todesurtheil erwarten!"

„Hugo, das ist eine seltsame Begrüßung nach so langer Trennung!" sagte der Bankier, das Haupt erhebend. „Wir können uns doch nur freuen über Deine Freisprechung, und wenn Dein unbegründeter, räthselhafter Haß Dir sagt —"

„Mein Haß?" fiel der hagere Mann ihm wild in's Wort. „Denke an die Hinterlassenschaft unseres Vaters, so wird die Ursache meiner Verachtung Dir sonnenklar sein! Aber mit Dir habe ich jetzt nichts zu schaffen, wir rechnen später ab, nicht allein über die Erbschleicherei und den Betrug, sondern auch über Deine Gefühle brüderlicher Liebe, die Dir im Irrenhause ein passendes Obdach für mich zeigten! Bei Gott, so möchte ich vor keinem Menschen stehen, wie Du jetzt vor mir stehst!"

Theodor Bauerband zuckte die Achseln und strich mit dem feinen Batisttuche über die nasse Stirne, und zwar mit einer Miene, als ob er sagen wolle, mit einem Irrsinnigen lasse sich nicht streiten.

„Ich wende mich zu Ihnen, Sie junger Bursche," fuhr der Maler, mit einem vernichtenden Blicke auf Hermann, fort, „ist es wahr, daß Sie mit meiner Tochter verlobt sind?"

Anscheinend erstaunt, sah Hermann zu dem hageren Manne auf, dann zuckte auch er in derselben Weise und fast mit derselben Miene, wie sein Vater, die Achseln.

„Ich hatte das Jawort Röschen's, ehe Sie von drüben zurückkehrten," erwiderte er. „Hätte

ich nur eine Ahnung von Ihrer Heimkehr haben können, so würde ich mich vor der Ehre, Ihr Schwiegersohn zu werden, bedankt haben."

Theodor Bauerband nickte befriedigt, das war eine Antwort, wie er selbst sie gegeben haben würde, aber: „Schamloser, ehrvergessener Bube!" fuhr der Maler, die Faust erhebend, auf, und im nächsten Augenblick fiel diese hagere Faust dröhnend auf die Pultdecke.

Der Bankier legte die Hand an den Schellenzug und sagte in ernstem, festem Tone:

„Ich werde solche Auftritte in meinem Hause nicht dulden, selbst nicht auf die Gefahr hin, den Leuten auf der Straße das Schauspiel geben zu müssen —"

„Ja, läute nur, läute Sturm," schrie der Maler in maßloser Wuth. „Rufe Deine Knechte, laß von rohen Fäusten Deinen eigenen Bruder vor die Thüre werfen, aber dann nimm auch die Folgen solcher Handlung auf Dich. Ehe Deine Sklaven mich berühren, liegt dieser Bursche mit zerschmettertem Schädel vor mir."

„Er ist wahnsinnig!" murmelte Theodor Bauerband entsetzt.

„Wahnsinnig?" fuhr der hagere Mann fort, dessen scharfes Ohr die Worte vernommen hatte.

„Wie sehr würde es Dich freuen, wenn ich es wäre, wenn Du das Recht hättest, mir die Zwangsjacke anlegen zu lassen! Dieser Bursche hat mein Kind entführt, es ist spurlos verschwunden, er hat sie mir geraubt, und da soll ich noch ruhig bleiben? Ich erdrossele ihn und reiße ihm das zuckende Herz aus dem Leibe, wenn er mir nicht sagt, wo ich mein armes, betrogenes Kind finde."

„Wenn das nicht Wahnsinn ist, dann weiß ich nicht —"

„Antwort!" donnerte der Maler. „Mit leeren Ausflüchten speist man mich nicht ab! Seit einigen Tagen hat Rosa unsere Wohnung verlassen, Niemand weiß, wohin sie gegangen ist, nichts hinterließ sie, was mich auf eine Spur führen könnte. Du allein weißt, wo sie ist, von Dir fordere ich mein Kind zurück."

„Ich habe Rosa seit mehreren Tagen nicht gesehen," erwiderte Hermann trotzig, während der Bankier mit steigender Angst jede Bewegung seines Bruders beobachtete, „ich habe keine Ahnung davon, weshalb sie ihre Wohnung verlassen hat und wohin sie gegangen sein soll."

„Das kann ich bezeugen," sagte der Bankier, „Hermann hat vor einigen Tagen sich sogar bereit erklärt, seine Beziehungen zu Rosa zu lösen."

„Wohl auf Deinen Wunsch — wie?“

„Nein, aus eigenem Antrieb,“ erwiderte Hermann in dem angeschlagenen trotzigen Tone, „wir passen nicht zu einander, überdies mußte meine erste Begegnung mit Ihnen mir die Ueberzeugung verschaffen, daß Sie unserem Bunde niemals Ihre Zustimmung geben würden!“

„Nein, beim Zeus, niemals!“ rief der hagere Mann, seine Worte abermals mit einem dröhnenden Faustschlage bekräftigend. „Ich begreife nicht, daß mein Kind an einem solchen abgelebten Affen Gefallen finden konnte.“

„Deine Beleidigungen überschreiten alles Maß,“ sagte Theodor Bauerband, nun auch mit gehobener Stimme. „Du hast gehört, daß Dein Verdacht ganz und gar grundlos ist, ich muß Dich nun ernstlich ersuchen, mein Haus zu verlassen, wenn Du nicht —“

„Die Furcht des bösen Gewissens zeigt Dir in jeder Ecke ein Gespenst,“ unterbrach der Maler ihn höhnend. „Denkst Du, ich werde den Lügen dieses Burschen Glauben schenken? Sieh ihn nur an, steht es ihm nicht auf der Stirn geschrieben, daß er seiner Schuld sich bewußt ist? Steht er nicht vor mir, wie ein trotziger Verbrecher, der, auf frischer That ertappt, zur Frech-

heit seine Zuflucht nimmt, um der Strafe zu entrinnen?"

„Das geht zu weit!" rief Hermann, zitternd vor Erregung. „Ich kann nur wiederholen, „daß ich nicht weiß, wo Rosa gegenwärtig sich befindet! Ein grundloser Verdacht berechtigt nicht zu solchen Beleidigungen! Vielleicht ist das Mädchen heute Morgen ausgegangen, um den Gerichtsverhandlungen beizuwohnen, die Angst, die Aufregungen, denen sie seit Wochen ausgesetzt war, haben sie überwältigt, wie leicht ist es möglich, daß Rosa auf dem Wege zum Gerichtsgebäude ohnmächtig zusammenbrach, und nun in irgend einem Hause die Rückkehr ihrer Kräfte erwartet, um alsdann in ihre Wohnung zurückzukehren."

„Ja, das ist eine sehr natürliche Erklärung des Verschwindens Deiner Tochter," versetzte der Bankier; „hätte Rosa für immer ihre Wohnung verlassen, so würdest Du jedenfalls irgend etwas gefunden haben, was Dir über Ihre Gründe zu diesem Schritt Aufschluß geben könnte."

„Es ist die einzige Erwiderung, die ich Ihnen geben kann," fuhr Hermann fast zu eifrig fort, „Sie werden, wenn Sie dies wollen, erkennen, daß das Verschwinden Rosa's in dieser Weise erklärlich ist."

Der Maler stutzte, an diese Wahrscheinlichkeit hatte er noch nicht gedacht. Es war ein Strohhalm, nach dem er griff, aber er klammerte sich an ihn, obgleich er selbst sehr wohl wußte, daß er keine großen Hoffnungen auf ihn setzen durfte.

Theodor Bauerband betrachtete ihn aufmerksam, wie er brütend, mit einem Entschluß kämpfend, da stand, er war entschlossen, bei einem nochmaligen Ausbruch der Wuth und des Hasses seine Diener zu rufen und den Bruder zu zwingen, das Haus zu verlassen.

Er zitterte vor ihm, es war ihm nicht möglich, ihm entgegenzutreten mit dem Muth und der Würde eines an seiner Ehre gekränkten Mannes, und eben durch seine Angst und Feigheit lieferte er deu Beweis, daß sein Gewissen nicht frei war von den Sünden, die ihm vorgeworfen wurden.

Hermann hingegen hatte jetzt seine Fassung und mit ihr auch seinen Stolz und seine Frechheit wiedergefunden, er erwartete nun ruhig die weiteren Angriffe seines Oheims, die er nicht mehr fürchtete.

Der hagere Mann fuhr endlich aus seinem Brüten empor, seine scharfen Falkenaugen hef-

teten sich durchdringend auf das blasirte Gesicht des jungen Herrn, aber sie waren nicht scharf genug, um die Maske der Frechheit zu durchdringen.

„Das wäre die letzte Möglichkeit," sagte er mit heiserer Stimme, „es muß sich bis heute Abend herausstellen, ob Du der Schurke bist, für den ich noch immer Dich halte, oder nicht! Gnade Dir Gott, wenn mein Kind bis heute Abend nicht zurückkehrt! Und Dich," fuhr er, sich zu dem Bruder wendend, fort, Dich mache ich nun verantwortlich für ihn! Du wirst mich verstehen, halte die Stunde unserer Abrechnung vor Augen und sorge, daß Deine Schuld sich bis dahin nicht noch vermehrt."

Er wandte sich nach diesen Worten kurz um und ging hinaus, und die Beiden hörten ihn noch draußen auf dem Flur toben und schelten.

Theodor Bauerband sah seinen Sohn lange forschend an.

„Weißt Du in Wahrheit nicht, wo Röschen sich befindet?" fragte er, und in dem Tone, den er anschlug, lag eine ernste Drohung.

„Nein," erwiderte Hermann kalt.

„Dann bin ich ruhig, dann vertraue auch ich darauf, daß das Mädchen vor heute Abend

heimkehren wird. Du siehst nun, wie thöricht es war, Dich mit ihr zu verloben, diese Verlobung nährt nur den glühenden Haß des Irrsinnigen gegen uns, und der Haß eines solchen Menschen übt oft eine vernichtende Wirkung. Ich mag nicht daran denken, welche Folgen uns aus dem Verschwinden Röschen's erwachsen könnten, der Wahnsinnige würde kein Bedenken tragen, uns in seiner Wuth zu ermorden."

„Sein Haß richtet sich hauptsächlich gegen mich," sagte der junge Herr mit scheinbarer Ruhe, „ich fürchte ihn nicht, aber ich halte es unserer Familie wegen für rathsam, wenn ich so rasch wie möglich abreise."

„Ja, ja," fiel der Bankier lebhaft ein, „es ist das Beste. Sind Deine Vorbereitungen getroffen?"

„Alles ist bereit."

„Die Empfehlungsbriefe und Accreditive —"

„Sind in meinem Portefeuille."

„Gut. Sei sparsam draußen und beherzige den Rath, den ich gestern Dir ausführlich gegeben habe. Die Angelegenheit mit der fremden Dame werde ich morgen nach Deiner Abreise ordnen, ihre unverschämte Forderung kann ich nicht erfüllen, ich denke, sie hat Gründe, die

Polizei zu fürchten, in diesem Falle werde ich rasch mit ihr fertig sein. Von Paris schreibst Du mir wöchentlich, mein Freund Lafitte wird Dir gewiß gerne einen Posten in seinem Cabinet übertragen, benutze die Gelegenheit und lerne, meide böse Gesellschaft und halte Dich den Frauen und dem Spieltische fern. Wenn Du dann nach einigen Monaten zurückkehrst, werde ich eine Frau für Dich gewählt haben, ich hoffe, bis dahin ist der Friede in unser Haus zurückgekehrt."

Der alte Herr seufzte bei den letzten Worten tief auf, dann trat er an's Fenster, um eine Weile in den mit Blüthen geschmückten Garten hinauszuschauen.

Wie oft hatte er an diesem lieblichen Anblick sich erquickt, wie oft an ihm und durch ihn sein erregtes Gemüth beruhigt!

Heute konnte er es nicht, der Anblick that ihm wehe, er machte ihm fühlbar, daß in seiner Brust Friede und Freude fehlten.

„Du kannst Dich wohl in Paris erkundigen, ob Herr von Wollheim wirklich über so reiche Fonds gebietet," nahm er nach einer Pause wieder das Wort, während Hermann sich damit beschäftigte, die Briefe und Papiere auf seinem

Pulte zu ordnen, „es sind in den letzten Tagen einige leise Zweifel in mir aufgestiegen —"

„Die gewiß jeder Begründung entbehren," warf Hermann ein.

„Wer weiß! Die Wechsel Wollheim's sind bisher alle prompt honorirt worden, aber gerade jetzt hat unser Haus bedeutende Summen, von ihm auf Paris und London gezogen, in Cours gegeben, sie dienen uns zur Deckung für unsere Forderungen an ihn, wenn sie nicht honorirt würden — — na, ich will mir einstweilen noch keine Sorgen machen."

Theodor Bauerband strich hastig mit der Hand über seine Augen, als ob er Bilder und Gestalten verscheuchen wolle, die ihn ängstigten, dann ließ er sich vor seinem Schreibtische nieder, um in der Arbeit die Zerstreuung zu suchen, deren er bedurfte. —

Der Maler wurde vor dem Hause des Bankiers von dem kleinen Rentner in Empfang genommen, und es war ihm lieb, sofort einen Freund zu finden, mit dem er über seine Vermuthungen reden konnte.

Nur, um ihn zu beruhigen und die wilden Stürme des Hasses nicht wieder herauf zu beschwören, ließ Beier die Wahrscheinlichkeit die-

ser Vermuthungen gelten, er selbst konnte nicht an ihre Möglichkeit glauben.

Zahllose Seifenbecken ausschüttend, dann und wann seinen Rohrstock schwingend, oder eine Prise nehmend, schritt er schweigend neben dem hageren Manne einher, der unermüdlich seinem Haß gegen den Bankier und dessen Sohn Luft machte und dem Letzteren Rache gelobte.

Er mochte ihm weder beipflichten, noch ihm entgegentreten, er wußte ja, daß er dadurch nur neues Oel in's Feuer goß, es war besser, wenn er die Stürme austoben ließ.

So erreichten sie das Haus, in welchem Konrad sie erwartete; der Maler eilte hastig die Treppe hinauf, in der freilich schwachen Hoffnung, daß sein Kind inzwischen zurückgekehrt sei, aber als er in die Stube trat, fand er in ihr nur Konrad.

Der junge Mann bemerkte oder verstand die Winke nicht, die der Rentner verstohlen ihm gab, in seiner offenherzigen Weise nannte er die Vermuthung Hermann's eine freche Lüge, durch die der Entführer Röschen's nur Zeit habe gewinnen wollen.

Hugo Bauerband hatte selbst sich das schon gesagt, nun er seine Ansicht bestätigt hörte, fuhr

er in wildem Zorne auf, und dem Rentner kostete es große Mühe, ihn von einem nochmaligen Besuch bei dem Bankier zurückzuhalten.

Er bewies ihm, daß er durch diesen Besuch nichts erreichen würde, er setzte sich nur der Gefahr aus, vor die Thüre geworfen zu werden, das Lügengewebe, welches der Sohn des Bankiers um sich gesponnen habe, könne er nicht zerreißen, und ebenso wenig werde es ihm gelingen, die Fäden dieses Gewebes zu verfolgen.

Konrad pflichtete dem bei, er rieth, die Polizei von dem Verschwinden des Mädchens zu benachrichtigen und Hermann insgeheim beobachten zu lassen, daneben aber unermüdlich in der Stadt und deren Umgebung nachzuforschen, bis man eine Spur entdeckt habe.

Er äußerte sodann sein Erstaunen darüber, daß Frau Wiedemann, die vertraute Freundin Röschen's, ebenfalls spurlos verschwunden sei.

Bei Nennung dieses Namens fuhr der Maler jäh von dem Stuhle empor, auf den er kurz vorher, gänzlich erschöpft, niedergesunken war.

„Wiedemann!" rief er. „Ja, so hieß das Weib, dessen Freundschaft Röschen in ihren Briefen nie genug rühmen konnte! Ich kenne die Frau nicht, aber trotzdem habe ich ein Ge-

fühl des Mißtrauens nicht überwinden können, so oft ich ihren Namen in den Briefen meines Kindes fand."

„Sie ist noch nicht heimgekehrt," sagte Konrad, „ich war mehrmals an ihrer Thüre."

„Ah, welchen Grund sollte sie haben, heimlich ihre Wohnung zu verlassen?" erwiderte der Rentner, das kahle Haupt schüttelnd. „Sie ist eine ehrliche, arme Frau, und Röschen hatte in der That an ihr eine treue, theilnehmende Freundin."

„Kennen Sie das Weib so genau, daß Sie dies mit solcher Sicherheit behaupten können?" fragte der Maler mißtrauisch. „Ich will doch sehen, ob sie wirklich ihre Wohnung auf Nimmerwiederkehr verlassen hat."

Er eilte hinaus, Konrad mußte ihm die Thüre bezeichnen, und als er auf mehrmaliges Pochen keine Antwort erhielt, machte er auch hier kurzen Proceß, ehe Beier es hindern konnte, hatte ein Fußtritt die Thüre geöffnet.

Der Rentner wollte dem hageren Manne ob dieser Eigenmächtigkeit heftige Vorwürfe machen, aber das Erstaunen ließ ihn nicht zu Wort kommen, denn sein Blick fiel auf die alte Frau, die an ihrem Tische vor der aufgeschlagenen Bibel saß.

Mit einem einzigen Satz war der Maler im Zimmer, nichts hätte sein Mißtrauen gegen dieses Weib mehr bestärken können, als die Entdeckung, daß sie absichtlich sich vor ihm verborgen hielt.

„Weshalb habt Ihr nicht geöffnet?" fragte er mit bebender Stimme.

„Weil ich allein sein wollte," erwiderte die Alte ruhig, einen salbungsvollen Ton anschlagend. „Wer aber hat Ihnen das Recht gegeben, meine Thüre einzutreten und gewaltsam in mein Zimmer einzudringen? Herr Doctor, Sie sind hier der Hausherr, ich verlange von Ihnen, daß Sie den Schaden ausbessern und meine Thüre mit einem starken Riegel versehen lassen."

„Das soll Alles geschehen," nahm der Maler für den Rentner das Wort, „ich trat die Thüre ein, weil ich mich überzeugen wollte, ob Ihr auch spurlos verschwunden seiet."

„Was kümmert es Sie —"

„Holla, Alte, werft mir keine abgedroschenen Redensarten in's Gesicht! Ihr seid, wie man mir gesagt, die Freundin meines Kindes?"

„Ich wäre stolz darauf, diese Frage bejahen zu dürfen, wenn der Mensch auf irgend etwas stolz sein dürfte."

„Na, dann werdet Ihr mir auch sagen können, wo ich mein Kind finde!“ rief der hagere Mann ungeduldig.

Mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens in dem welken Gesicht blickte das Weib auf.

„Haben Sie denn Röschen nicht in Ihrer Wohnung gefunden?“ fragte sie.

„Nein!“

„Ah, dann wird sie einen Ausgang gemacht haben!“

„An dem Tage, an welchem über mein Schicksal entschieden wurde?“

„Ja, es ist wahr, heute ist der Tag, an welchem das Urtheil über Sie gesprochen werden sollte,“ sagte die Alte, die erst jetzt aus einem langen, schweren Traume zu erwachen schien, „Sie sind frei, nicht wahr? O, wie sehr wird meine liebe Freundin sich freuen, sie hat so manche heiße Thräne geweint, aber nie das Vertrauen auf Gottes Hülfe verloren. Ja, der Herr ist ein guter und gerechter Herr, der seine Sonne scheinen läßt über Gute und Böse —“

„Zur Sache, Frau,“ fiel Hugo Bauerband ihr erregt in's Wort. „Wann haben Sie mein Kind zuletzt gesehen?“

Frau Wiedemann schwieg, die Hände im Schooße gefaltet saß sie da, wie eine Heilige.

Der Aerger des hagern Mannes wuchs, auch Konrad erkannte die scheinheilige Maske, nur der Rentner hielt fest an seiner Ueberzeugung, daß diese Frau eine „gute, fromme, treue Seele“ sei.

„Wann habt Ihr Rosa zuletzt gesehen?“ wiederholte der Maler barsch.

„Wann?“ fragte das Weib. „Vor drei Tagen.“

„Ah, und seitdem ist mein Kind verschwunden?“

„Verschwunden? Davon weiß ich nichts. Nein, das kann nicht wahr sein!“

„Beim Zeus, wenn diese Hexe nicht mit dem saubern Burschen unter einer Decke liegt, will ich meinen Kopf verlieren!“ rief der hagere Mann wüthend.

„Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen,“ entgegnete die Alte in dem angeschlagenen heuchlerischen Tone, „ich habe Rosa seit drei Tagen nicht gesehen, aus dem einfachen Grunde, weil ich seitdem mein Zimmer nicht verließ. Die letzten drei Tage sind für mich Tage der Gedächtnißfeier, die Tage, an denen ich meinen Gatten

und mein Kind verlor, ich verbringe sie alljährlich in einsamer Abgeschlossenheit unter Fasten und Gebet. Rosa wußte das, sie bat mich, ihr auch an diesen Tagen den Zutritt zu erlauben, aber ich mußte es ihr verweigern."

Der Maler stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden, eine dunkle Gluth übergoß sein Antlitz, hier war sein Witz zu Ende, er besaß keine Waffe gegen dieses Weib, und gleichwohl konnte er sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß sie sehr wohl in der Lage war, ihm das Räthsel zu lösen.

„Für eine Protestantin ist das eine seltsame Gedächtnißfeier," sagte Konrad scharf, aber der Rentner machte ihn durch einen vorwurfsvollen Blick auf das Unpassende und Verletzende dieser Bemerkung aufmerksam.

„Rosa hat ihre Wohnung verlassen, und in dem Zimmer, welches wir verschlossen fanden, können wir nichts entdecken, was geeignet wäre, uns über die Gründe ihrer Entfernung Aufschluß zu geben," wandte er sich zu dem anscheinend bestürzten Weibe. Wir können nur vermuthen, daß ihr Bräutigam sie bewogen hat, diesen uns räthselhaften Schritt zu thun —"

„Wie, Fräulein Röschen war Braut?" fragte

Frau Wiedemann, leicht das Haupt wiegend, als ob sie andeuten wolle, sie könne nicht begreifen, daß ihre Freundin ihr das verschwiegen habe.

„Das solltet Ihr nicht wissen?" fuhr der Maler auf.

„Nein, sie hat mir keine Silbe davon gesagt."

„Lüge und Heuchelei!" rief der hagere Mann, unfähig, den Sturm in seinem Innern zu beschwören.

„Wußten Sie es?" fragte die Alte, aus deren grauen Augen ein boshafter Blick den Maler traf. „Hat sie es Ihnen anvertraut? O, sie konnte schweigen, wenn sie wollte, ich habe das oft erfahren, sie sagte mir, ihrer besten Freundin, nicht Alles. Und nun soll sie heimlich sich entfernt haben? Nein, das kann ich nicht glauben, das hätte sie mir gesagt, von mir hätte sie Abschied genommen. Nein, darüber dürfen Sie sich beruhigen, sie wird gewiß noch vor Abend zurückkehren."

„Sie war verlobt mit einem jungen, stets sehr elegant gekleideten Herrn," nahm der Rentner wieder das Wort, indem er durch einen bedeutungsvollen Blick den hagern Mann bat, sich zu mäßigen und ruhig zu bleiben, „Sie haben diesen Herrn gewiß oft hier gesehen."

„Ach, ihren Vetter? Ja, ich sah ihn zweimal, aber daß er ihr Verlobter sein soll, kann ich nicht glauben. Er war so kalt und gleichgültig, und er kam so selten!“

„Abermals eine Lüge!“ rief Hugo Bauerband, dessen glühende Augen das Weib unverwandt beobachteten.

„Wann haben Sie ihn zuletzt hier gesehen?“ fragte Konrad.

„O, das ist schon lange her, vielleicht vor vierzehn Tagen,“ antwortete die Alte, auf welche die beleidigenden Aeußerungen des Malers durchaus keinen Eindruck zu machen schienen.

„Seitdem sahen Sie ihn nicht wieder?“

„Nein.“

„Bemerkten Sie in den letzten Tagen nichts in dem Wesen des Mädchens, was Sie befremdete?“

„Sie war traurig und heiter, muthig und niedergeschlagen, je nachdem die Stimmungen wechselten. „Nur Eins gefiel mir nicht an ihr, sie hatte die Hoffnung auf Freisprechung ihres Vaters in den letzten Tagen verloren, und einmal entschlüpfte ihr die Aeußerung, sie werde es nicht überleben, wenn man ihren Vater in's Zuchthaus, oder in die Irrenanstalt bringe.“

„Wieder eine Lüge!" donnerte Hugo Bauerband. „Vorhin sprecht Ihr von dem Gottververtrauen und der Hoffnungsfreudigkeit Röschen's, jetzt sagt Ihr, sie habe die Hoffnung verloren gehabt. Ihr seid eine —"

„Still, still," fiel Beier ihm hastig in's Wort, „beleidigen Sie die alte Frau nicht, so lange Sie keinen Grund dazu haben, „ich bürge für ihre Ehrlichkeit."

„Bürgen Sie meinetwegen für des Teufels Großmutter!" schrie der hagere Mann. „Ich weiß, was ich von diesem Weibe zu halten habe! Das sage ich Euch, Frau, wenn Ihr mir in die Hände fallt, seid Ihr verloren! Wollt Ihr mir nicht sagen, wo mein Kind ist? Könnt Ihr so gottvergessen sein, dem Vater das Kind und dem Kinde den Vater zu rauben?"

„Auf solche Fragen antworte ich nicht," erwiderte die Alte, ihre grauen Augen auf das Buch heftend, „mein Wandel liegt offen vor Gott und den Menschen, und mein Gewissen ist mir ein sanftes Ruhekissen."

Beier führte den Maler hinaus, der hagere Mann ließ es willenlos geschehen, er fühlte sich unfähig, den Kampf mit dem Weibe fortzusetzen.

Aber von ihrer Heuchelei, ihrer Lüge und

Bosheit war er so fest überzeugt, daß nichts diese Ueberzeugung erschüttern konnte, die in den Ansichten Konrad's eine kräftige Stütze fand.

Er bewies dies dem Rentner mit so vielen schlagenden und ganz unanfechtbaren Gründen, daß auch der kleine Herr zuletzt an der „frommen, treuen Seele" irre wurde und die Möglichkeit zugab, daß Frau Wiedemann in das dunkle Geheimniß eingeweiht sein könne.

Es wurde nun beschlossen, daß Beier der Polizei das Verschwinden des Mädchens anzeigen, und Konrad den Sohn des Bankiers beobachten solle, Hugo Bauerband hingegen wollte in seiner Wohnung bleiben und die Heimkehr Röschen's bis zum Abend erwarten.

War sie nach acht Uhr, beim Eintritt der Dämmerung nicht gekommen, so wollte der Maler seinen Bruder Mathias besuchen und dort mit den Freunden zusammentreffen, um mit ihnen die weiteren Schritte zu berathen.

Er fühlte jetzt das Bedürfniß, sich mit seinem Bruder auszusöhnen, dessen Werth er aus den Mittheilungen Konrad's und des Rentners erkannt hatte, er hoffte, an ihm einen neuen Freund und Verbündeten zu gewinnen, und er sah ein, daß ihm jetzt Freunde noth thaten.

Auf einem Stuhle sitzend, den Kopf an die Wand gelehnt und die müden Augen halb geschlossen, ließ er die Vergangenheit in mannigfach wechselnden Bildern an sich vorüberziehen.

Er gedachte der Stunde, in der er sein Kind wiedergefunden hatte, und des entzückenden Gefühls, welches damals ihn beseelte bei dem Gedanken, daß er nun wieder besitze, was ihm das Leben theuer mache.

Er gedachte der Stunde der Trennung, so manchen trostlosen Tages, so mancher schlaflos verbrachten Nacht in seiner dumpfen Zelle, er gedachte der Briefe seines Kindes, aus denen mancher helle Sonnenblick in die finstere Nacht seines Lebens gefallen war, der Pläne, die er geschmiedet, und der Luftschlösser, die er gebaut hatte für die Zukunft.

Er war in der Einsamkeit seiner Zelle zur Erkenntniß gekommen, er hatte erkannt, daß sein Leben bisher ein verlorenes und verfehltes Leben war. Er hatte eingesehen, daß er kein Recht besaß, auf seinen Künstlerstolz zu pochen, daß alle Die, welche bisher ihm Lorbeerkränze geflochten hatten, eitle Narren, Ignoranten, Vagabunden, oder boshafte Menschen waren. Er hatte kein Gefühl der Befriedigung empfunden,

wenn er auf seine Vergangenheit zurückblickte, und sich ernste, bittere Vorwürfe darüber gemacht, daß er seinem Kinde kein liebevoller Vater gewesen war.

Der Dämon der Reue hatte seine scharfe Geißel über ihn geschwungen und gar oft hohnlachend ihn der Verzweiflung in die Arme geworfen!

Es war sein ernster Vorsatz gewesen, nach seiner Rückkehr aus dem Gefängnisse ein anderes Leben zu beginnen, ein Leben der Arbeit und ernster Sorge, um die Achtung und die Liebe seines Kindes zu gewinnen.

Er wollte seinem Kinde fortan ein liebevoller, sorgsamer Vater sein, sich jeder Arbeit freudig unterziehen, um seiner Rosa eine sorgenfreie und behagliche Existenz zu verschaffen, er wollte sich mit seiner Familie aussöhnen und jede Hand annehmen, die sich ihm zur Versöhnung bot.

Jede? — Nein, nur eine nicht, die Hand seines Bruders Theodor! Ihm konnte er nicht verzeihen, den Haß gegen ihn konnte er nicht tilgen, er war zu fest überzeugt, daß dieser Bruder ihn betrogen hatte.

Und dieser Haß erhielt neue Nahrung, als er

erfuhr, daß Theodor darauf angetragen hatte, ihn wahnsinnig erklären zu lassen. Nein, diesem Manne konnte er nicht vergeben, es wäre ihm unmöglich gewesen, diesem Bruder die Hand zu drücken und ihn Bruder zu nennen.

So saß der hagere Mann in Gedanken versunken, und immer dunkler ward es in dem niedrigen Zimmer, die Schatten des Abends senkten sich nieder und immer finsterer wurde die Nacht, die seine Seele umhüllte.

Stern auf Stern erlosch, drohend ballten die schwarzen Wolken sich zusammen, gigantische Schemen, die ihre Arme drohend nach ihm ausstreckten, um ihn zu erdrücken.

Horch — was war das?

Wie ganz anders, wie scharf und rauh klang jetzt die Stimme des alten Weibes!

Der Maler drückte das Ohr dicht an die Wand und horchte.

„Sie haben es mir versprochen," hörte er die Stimme eines Knaben sagen, „Sie müssen Wort halten."

„Ich habe Dir mehr gegeben, als Dir zukam," kreischte die Alte, „ich gebe keinen Pfennig mehr."

„Sie haben mir einen Thaler versprochen,"

rief der Knabe „ich sollte ihn haben, sobald das Fräulein abgereist sei. Nun' ist das Fräulein fort, und wenn Sie mir den Thaler nicht geben, dann erzähle ich's im ganzen Hause —"

„Rabenbrut — hinaus!" rief das Weib. „Was habe ich mit Dir und dem Fräulein zu schaffen? Dein Vater, der Lump, sitzt im Zuchthaus, Du wirst auch hineinkommen, frecher, unverschämter Bursche!"

Der Maler hatte sich rasch erhoben, es war nebenan zu einer Katastrophe gekommen, er hörte es an dem Heulen des Knaben und an den Schlägen, die ohne Zweifel auf den Rücken des jugendlichen Bundesgenossen nieder regneten.

Er hörte darauf, wie die Thür ungestüm geöffnet und dröhnend wieder zugeworfen wurde, und im nächsten Augenblick stand er schon in dem finstern Gange dem Knaben gegenüber, den er zwang, ihm in sein Zimmer zu folgen.

„Welchen Dienst hast Du jenem Weibe geleistet, daß Du den Thaler von ihr fordern durftest?" fragte er mit gedämpfter Stimme.

„Sprich leise und sag' mir die Wahrheit, wenn Du mich belügst, schlage ich Dir die Knochen entzwei, wenn Du hingegen ehrlich und aufrichtig bist, gebe ich Dir den Thaler."

Der Knabe blickte furchtsam in das Gesicht des hagern Mannes, dessen leidenschaftliche Erregung ihm Angst einzuflößen schien.

„Ich darf's nicht verrathen," erwiderte er, „wenn sie es erfährt —"

„Ich schütze Dich vor ihr."

„Sie kennen das Weib nicht."

Der Maler richtete sich hoch empor und schüttelte ungeduldig seine grauen Mähnen.

„Sieh mich an," sagte er. „Glaubst Du, daß ich stark genug bin, dieses schwache Weib mit einem einzigen Schlage niederzustrecken? Wenn die alte Hexe Dir ein Leid anthun will, dann komm nur zu mir, sie soll's bereuen. Hier ist der Thaler, jetzt sprich."

Der Knabe blickte sich scheu um, es war, als ob er fürchtete, das Weib könne plötzlich aus der Wand heraustreten.

„Die Frau gab mir vor einigen Tagen einen Brief," flüsterte er hastig, „ich sollte ihn hieher bringen und ihn nur dem Fräulein Bauerband übergeben. Wenn sie mich danach fragte, sollte ich sagen, mein Vater sei Schließer im Gefängniß, weiter dürfe ich nichts verrathen, sie möge auch schweigen, sonst komme mein Vater aus dem Verdienst."

„Wer ist Dein Vater?“

„Ich weiß es nicht, ich habe ihn nie gesehen, man hat mir gesagt, er sei im Zuchthause.“

„Und da will man auch Dich reif für das Zuchthaus machen!“ rief der hagere Mann, den der steigende Zorn die nöthige Vorsicht vergessen ließ. „Weiter, mein Sohn, fahre fort.“

„Die Frau sagte mir, wenn ich den Auftrag gut ausrichte, wolle sie mir einen Thaler geben, und einen zweiten Thaler sollte ich haben, sobald das Fräulein abgereist sei, jetzt will sie mich betrügen.“

„Wohin sollte das Fräulein reisen?“

„Das weiß ich nicht.“

„Besinne Dich, hat sie den Ort nicht genannt?“

„Nein.“

„Auch das Fräulein nannte ihn nicht?“

„Nein, als ich ihr den Brief gab, war sie sehr erstaunt, sie fragte mich nach meinem Vater, sie wollte mir am andern Tage einen Brief an ihren Vater geben und sprach dann leise mit Frau Wiedemann.“

„Ah — die Hexe war zugegen?“ fragte Hugo Bauerband mit zitternder Stimme.

„Ja, sie that, als ob sie die Sache gar nichts angehe.“

„Du hast nicht gehört, was das Fräulein mit der Frau sprach?"

„Keine Silbe."

„Holtest Du am andern Tage den Brief?"

„Als ich kam, war das Fräulein sehr beschäftigt, ich glaube, sie packte ihre Kleider ein. Sie sagte mir, sie habe keine Zeit gefunden, den Brief zu schreiben, es sei auch unnöthig, dann gab sie mir einige Groschen und am Abend sah ich, daß sie das Haus verließ."

Der Maler schrie laut auf vor Schmerz und Wuth; jetzt wußte er, daß sein Kind betrogen und entführt worden war, und wenn er auch die Sachlage noch nicht klar durchschauen konnte, so unterlag es doch für ihn keinem Zweifel, daß ein Anderer sich mit diesem Weibe verbündet hatte, Röschen zu verderben.

Wer war dieser Andere? Hermann? Er fand keine Zeit, darüber nachzudenken, alle die Gefühle, die so mächtig auf ihn einstürmten, verwirrten ihn und machten ihn unfähig, einen bestimmten Gedanken zu fassen und zu verfolgen.

In leidenschaftlicher Erregung erfaßte er die Hand des Knaben.

„Komm mit," sagte er, und die Wuth drohte seine Stimme zu ersticken. „Komm, Du sollst

mit Deinem Lohn zufrieden sein," fügte er hinzu, dann stürmte er in das Zimmer der Alten, und es war ein Glück für ihn selbst, daß das Weib sich dem Ausbruche seiner Wuth durch die Flucht entzogen hatte, er wäre in diesem Augenblick zu einem Morde fähig gewesen.

„Ah — sie hat gehorcht," knirschte er, aber der Abrechnung entrinnt sie nicht!"

Fester erfaßte er die Hand des Knaben, dessen Furcht vor dem rasenden Manne mit den vor Wuth verzerrten Zügen mit jeder Minute wuchs, dann eilte er mit ihm hinaus auf die Straße, um mit Riesenschritten dem Hause seines Bruders Mathias zuzusteuern.

Drittes Kapitel.

Konrad hielt an seinem Verdacht gegen Hermann mit unerschütterlichem Glauben fest, wenngleich er auch für diesen Verdacht keine stichhaltigen Gründe anführen konnte.

Er hielt ihn der Entführung des Prinzeßchens fähig und fand keine andere Lösung des dunklen Räthsels, als die, daß Hermann das arglose Mädchen in irgend eine Falle gelockt habe und nun an irgend einem versteckten Ort Röschen gefangen halte.

Er war überzeugt, daß nur eine scharfe, unausgesetzte Beobachtung aller Schritte dieses Roués zur Lösung des Räthsels führen konnte, und er war entschlossen, weder Mühe, noch Opfer zu scheuen, um diesen Zweck zu erreichen.

Dem Hause des Bankiers schräg gegenüber lag eine Weinschenke, Konrad trat hinein und

nahm am Fenster Platz, von hier aus konnte er beobachten, ohne befürchten zu müssen, daß man den Lauscher entdecken werde.

In der Abenddämmerung bemerkte er, daß vor dem Hause seines Oheims mehrere Gepäckstücke aufgeladen und in der Richtung nach dem Bahnhofe fortgefahren wurden, nicht lange darauf trat Hermann hinaus, und die Art und Weise, in der er von dem Vater auf der Schwelle des Hauses Abschied nahm, verrieth dem Lauscher, daß der junge Herr auf längere Zeit verreisen wollte.

Der Entschluß Konrad's war rasch gefaßt, er zog seine Börse heraus und zählte deren Inhalt, dann öffnete er sein Portefeuille, in welches er am Morgen, bevor er in den Gerichtssaal ging, einige Banknoten gelegt hatte, um sie, wenn ihm dies gestattet wurde, dem verurtheilten Oheim zu übergeben.

Das Resultat seiner Rechnung befriedigte ihn, er war für alle Fälle mit den nöthigsten Mitteln ausgerüstet.

Gerne wäre er vorher nach Hause gegangen, um mit dem Vater zu berathen, ihm wenigstens sein Vorhaben mitzutheilen, aber die elterliche Wohnung lag in einem dem Bahnhofe entgegen

gesetzten Stadttheile, und es blieb ihm keine Zeit, den weiten Umweg zu machen.

Als er den Bahnhof erreichte, sah er seinen Vetter auf dem Perron, der Wagen mit den Gepäckstücken stand bereits fertig. Konrad erkannte die Koffer sofort, die vor dem Hause seines Oheims aufgeladen worden waren, und als er näher hinzutrat, bemerkte er, daß sie die Bezeichnung: „Nach Hamburg" trugen.

Ohne Zögern löste er ein Billet, dann schrieb er hastig einige Zeilen auf ein Blättchen Papier und beauftragte einen Gepäckträger, dasselbe dem Tischlermeister Bauerband zu bringen.

Hermann ahnte die Anwesenheit seines Vetters nicht, er plauderte auf dem Perron mit einigen befreundeten Herren und stieg, noch immer plaudernd und lachend, mit dem Lorgnon auf der Nase, ein, als der Zug angekommen und zur Weiterfahrt gerüstet war.

Jetzt erst stieg auch Konrad ein, im Herzen überzeugt, daß er die richtige Fährte verfolgte.

Der Zug setzte sich in Bewegung, gleich einer Riesenschlange mit glühenden Augen glitt er über den Bahnkörper, bis er in der Finsterniß verschwand, und der letzte schwache Wiederhall des eintönigen Klapperns in der Ferne verhallte.

Der Gepäckträger machte sich jetzt auf den Weg zum Hause des Meisters Mathias.

Der alte Mann wanderte in unbeschreiblicher Angst und Unruhe in der Wohnstube auf und nieder, und immer dichter wurden die Rauchwolken, die ihn umhüllten. Die Mutter und Helene saßen am Tische mit einer Handarbeit beschäftigt, während der kleine Rentner, das Kinn auf den Knopf seines Rohrstocks gestützt, die Ereignisse des Nachmittags mit allen Einzelheiten berichtete.

„Es ist zum Rasendwerden!" rief Meister Mathias, seiner Angst und Wuth Luft machend. „Mir hat das Weib, die Wiedemann, nie gefallen —"

„Und ich sage Ihnen, sie hat mit der ganzen Sache nichts zu schaffen," unterbrach der Rentner ihn ärgerlich, während er in seine Tabaksdose hineingriff, um gleich darauf in seiner geräuschvollen Weise eine Prise zu nehmen.

Der alte Mann schüttelte den Kopf und seufzte tief auf.

„Wir werden ja in den nächsten Tagen erfahren, wer Recht hat," sagte er grollend, „Sie sind der Einzige, der das Weib vertheidigt —"

„Und Röschen!"

„Das arme, arglose Kind! Wie leicht ist es, das Vertrauen einer solchen unschuldigen Seele zu gewinnen! Wenn das Weib, wie ich glaube, ein Satan ist —"

„Mathias!" warnte die Mutter.

„Ach was, ich halte mit meinem Urtheil nicht hinter dem Berge. Du lieber, lieber Gott, werden denn die Aufregungen, der Aerger und der Kummer nicht bald ein Ende nehmen? Seit dem vergangenen Herbst, seitdem mein Bruder Hugo zurückgekehrt ist, kann ich die frohen Stunden zählen. Zuerst der Undank Röschen's, dann die Feindseligkeiten Hugo's, seine Verhaftung, der Eigensinn des Prinzeßchens, der schreckliche Aerger, den Rudolf uns bereitet hat, — das bleibt Einem wahrlich nicht in den Kleidern stecken! Und nun sieht man noch immer kein Ende davon! Ich behaupte, das Mädchen ist gar nicht mehr in der Stadt."

„Hoffentlich bringt uns Konrad Nachrichten," sagte Beier gedankenvoll. „Der Polizei habe ich die Anzeige gemacht, sie wird heute Abend noch mit ihren Nachforschungen beginnen."

„Da kommt Jemand!" rief Helene, von ihrem Sitz aufspringend, und die Blicke Aller richteten sich mit erwartungsvoller Spannung auf die

Thüre, durch die der Maler jetzt den zitternden Knaben in das Zimmer stieß.

Der hagere Mann vergaß in seiner Aufregung ganz, die Anwesenden zu grüßen, in kurzen, abgebrochenen Sätzen berichtete er, was er durch den Knaben erfahren hatte, und sein Bericht war durchflochten mit zahllosen Verwünschungen und Drohungen gegen das Weib, die der kleine Herr jetzt nicht mehr zu vertheidigen wagte.

Meister Mathias war außer sich vor Entrüstung und Wuth, er wollte augenblicklich das Weib aufsuchen, und in diesem Entschluß bestärkte ihn der Maler, der sofort bereit war, ihn zu begleiten und „die alte Hexe zu foltern, bis sie ein offenes Geständniß abgelegt habe."

Die Mutter und Helene konnten die erregten Männer nicht zurückhalten, da aber legte der Rentner sich in's Mittel, er vertrat ihnen den Weg und machte sie darauf aufmerksam, daß sie im Begriffe seien, eine That zu begehen, welche sie und ihre ganze Familie in namenloses Elend stürzen werde.

„Die Frau ist entflohen," sagte er, „sie kennt die Gefahr, welche sie bedroht, und wird sich schwerlich in den ersten Tagen in dem Hause sehen lassen. Wo wollt Ihr sie suchen? Ihr

findet sie nicht, hingegen die Polizei, welche mit den Schlupfwinkeln der Leute dieses Gelichters bekannt ist, wird es vielleicht sehr rasch gelingen, sie zu verhaften."

Meister Mathias sah ein, daß der kleine Herr Recht hatte, er nahm seinen Hut wieder ab und setzte seine rastlose Wanderung durch das Zimmer fort, während der Maler heftig mit dem Fuße den Boden stampfte und einen flammenden Blick auf die glänzende Glatze des Rentners warf.

„Und gesetzt, Ihr fändet sie," fuhr Beier fort, „was wüdet Ihr thun, um Euren Zweck zu erreichen? In der Stimmung, in der Ihr Euch jetzt befindet, schreckt Ihr sogar vor einem Morde nicht zurück, und was hättet Ihr dadurch gewonnen?"

„Nichts!" brummte der alte Mann ärgerlich, „aber es wäre mir eine Wollust, diesen Satan erdrosseln zu dürfen."

Der kleine Mann rieb eifrig seinen Schädel und blickte besorgt zu dem Maler auf, der kaum noch den Stürmen gebieten konnte, die sein Inneres durchtobten.

„Wir haben nun eine Spur gefunden," sagte er, „sie muß energisch verfolgt werden. Röschen

ist durch den Brief veranlaßt worden, die Stadt zu verlassen, und nur das Weib kennt das Ziel dieser Reise."

„Nur das Weib?" schrie der hagere Mann. „Er kennt es auch, der erbärmliche Sohn des Spitzbuben, er ist der Anstifter dieses Planes."

„Das ist auch meine Ansicht," entgegnete Beier zustimmend, „aber List kann nur mit List, nicht mit Gewalt bekämpft werden! Konrad hat es übernommen, seinen Vetter zu beobachten, erwarten wir seine Rückkehr, vielleicht erfahren wir dann —"

„Was können wir erfahren?" wallte der Maler auf. „Mein Kind ist nicht mehr in der Stadt!"

„Ruhe, um Gotteswillen Ruhe!" bat der kleine Herr, während Helene auf einen Wink der Mutter hinausging, um eine Flasche Wein und einen Imbiß für den Oheim zu holen.

„Ich werde noch heute Abend mit der Polizei reden und sie auf die Wiedemann aufmerksam machen, das Weib muß verhaftet und in Verhör genommen werden. So lange Hermann hier in der Stadt bleibt, droht Ihrem Kinde noch keine Gefahr, vorausgesetzt, daß er wirklich der Anstifter des Planes ist; verlassen wir uns nur auf Konrad, er wird schon Wache halten."

„Ja, ja, das ist der einzige, richtige Weg,“ sagte Meister Mathias, dem Bruder die Hand bietend, „wir wollen nun zusammenhalten und nicht ruhen, bis wir Röschen gefunden und die Anschläge ihres Verführers zu nichte gemacht haben. Setz' Dich, Hugo, trink ein Glas Wein, ich fürchte, Du hast heute noch nichts genossen.“

Willenlos, von aller Aufregung und den auf ihn einstürmenden Gefühlen betäubt, ließ der hagere Mann sich zu dem Tische führen, mechanisch leerte er das Glas, welches Helene ihm hinschob, dann füllte er es wieder, um es noch einmal hastig zu leeren.

„Die Sache ist noch nicht klar genug, als daß wir schon jetzt einen bestimmten Plan entwerfen könnten,“ nahm Beier wieder das Wort, während er in seiner lebhaften Weise bald eine Prise nahm und bald zahllose Seifenbecken ausschüttete, „und durch übereilte Schritte könnten wir nur das Spiel verderben. Wo nur Konrad so lange bleibt? Ich glaube, vermuthen zu dürfen, daß er —“

„Und ich wiederhole Ihnen, daß ich auf ihn gar keine Hoffnungen baue!“ fiel Hugo Bauerband ihm in's Wort, der den Wein wie Wasser

hinuntergoß und dadurch sein ohnehin wild empörtes Blut nur noch mehr in Wallung brachte. „Solchen Burschen muß man direct auf den Leib rücken, man muß sie durch Ohrfeigen zwingen, die Maske abzuwerfen. — Ha, weshalb habe ich ihn heute Nachmittag nicht gezüchtigt!" fuhr er wild auf. „Wie war es möglich, daß ich mich bethören ließ, da ich doch wußte, welchem gleißnerischen Schurken ich gegenüber stand?"

Meister Mathias schüttelte mit einer ernsten, bedenklichen Miene das Haupt und schritt zur Thüre, denn es war kurz vorher angepocht worden.

So sehr er selbst auch erregt war, konnte er doch die leidenschaftliche, maßlose Erregung seines Bruders nicht billigen, von einem Ausbruche dieser Wuth gegenüber dem, gegen den sie sich richtete, mußte er das Schlimmste befürchten.

Als er die Thüre öffnete, trat der Gepäckträger ein, der das Billet abgab und dann nach kurzem Gruß sich wieder entfernte.

Der alte Mann trat an den Tisch, neugierig blickte der Rentner über die Achsel seines Freundes auf das Papier.

„Ich habe eine Spur gefunden," las Meister Mathias, „H. reist ab, ich begleite ihn mit dem=

selben Zuge. Am Ziele angekommen, schreibe ich, wohin Ihr Geld und Gepäck schicken sollt."

„Na, was sagen Sie nun?" fragte Beier triumphirend den Maler, der mit weit geöffneneten Augen seinen Bruder anstierte. „Bezweifeln Sie auch jetzt noch, daß Konrad mehr ausrichten wird, wie wir alle zusammen?"

„Wohin ist er gereist?" fragte der hagere Mann hastig. „Mathias, Du mußt mir Geld geben, daß ich ihm folgen kann."

„Es ist besser, wenn Sie das ihm allein überlassen," sagte der Rentner, „Sie sind zu hitzig, Konrad ist ruhiger."

Mathias Bauerband faltete nachdenklich das Billet und steckte es in die Tasche.

„Ich bin nun auch ruhiger geworden," versetzte er, „Röschen ist jetzt wenigstens nicht mehr schutzlos den Verfolgungen dieses elenden Menschen preisgegeben. Ja, ein elender Bursche ist er," fuhr er gleichsam als Erwiderung auf einen warnenden Blick seiner Frau fort, „er hat zu erbärmlichen Mitteln seine Zuflucht genommen, um Röschen zu bewegen, heimlich die Stadt zu verlassen. Und wer zu solchen Mitteln seine Zuflucht nimmt, der hegt keine ehrlichen Absichten, der ist durch und durch ein infamer Schurke.

Na, darüber kann nun wohl kein Zweifel mehr obwalten, aber eben so unzweifelhaft steht es auch fest, daß Konrad nun dem Mädchen nahe kommt, und daß sein Schutz sie aus der Gefahr erretten wird. Wir wissen nicht, wohin die Reise geht, und es ist vielleicht besser so, Du, Hugo, würdest mit Deinem Ungestüm, Deiner maßlosen, jede Vorsicht vergessenden Wuth den Entführer warnen und Alles verderben. Nein, sage nicht, das sei eine irrige Ansicht, ich wiederhole, es ist besser so. Vielleicht auch schöpft Röschen auf der Reise Verdacht, es ist immerhin möglich, daß sie morgen oder übermorgen aus eigenem Antrieb zurückkehrt, dann würde sie unglücklich sein, wenn sie ihren Vater hier nicht anträfe. Du mußt hier bleiben. Wohin auch wolltest Du reisen? Das Geld würde ich Dir mit Freude und sofort geben, wenn ich einen Nutzen in dieser Reise fände, aber ich kann nicht einsehen, daß es zu irgend etwas dienen könnte, wenn Du in's Blaue hinein reisen wolltest. Bleibe bei mir, Hugo, ich räume Dir das Zimmer Rudolf's ein, Du bist dann unter Menschen, von denen Du Dich einer herzlichen Theilnahme versichert halten darfst."

Er bot abermals dem Bruder die Hand,

und der angeschlagene warme, herzliche Ton fand den Weg zu dem Herzen des hagern Mannes.

Unwillkürlich traten dem Maler Thränen in die Augen, als er die Hand des biederen Mannes schüttelte und ihm dankte für diese Güte und Theilnahme, deren er sich in Erinnerung seines früheren, ungerechten Hasses unwürdig hielt.

„Du hast Recht,“ sagte er, und wie heller Sonnenschein glitt es flüchtig über sein umwölktes Gesicht, „wir können einstweilen nichts Besseres thun, als die ferneren Nachrichten Konrad's abwarten. Aber die Polizei muß benachrichtigt werden, das elende Weib darf nicht auf freiem Fuße bleiben —“

„Das übernehme ich!“ warf der kleine Herr ein, während er eifriger denn je seine Glatze rieb.

„Und Deine freundliche Einladung nehme ich mit herzlichem Dank an, wenn Deine Frau mich als Gast aufnehmen will.“

„Von Herzen gern,“ erwiderte die Hausfrau, die auch dann, wenn sie diesen Gast nicht gerne unter ihrem Dache gesehen hätte, nicht gewagt haben würde, ihrem Manne zu widersprechen.

„Ja, wir wollen fortan friedlich beisammen wohnen,“ versetzte der Maler. „Haß und Zwie-

tracht sollen uns nicht mehr trennen! Ich habe während meiner Haft über Manches nachgedacht und bin zu der Einsicht gekommen, daß ich kein Recht hatte, Dich anzufeinden. Aber dieses Bekenntniß bezieht sich nur auf Dich, nicht auf ihn, Mathias, seinen Namen darfst Du nicht nennen, der Haß gegen ihn wird nie in meinem Innern getilgt werden."

Mathias Bauerband wollte ihm in die Rede fallen, aber der hagere Mann erhob abwehrend die Hand und schüttelte die grauen Mähnen, als ob er andeuten wolle, in seinen Augen könne der Bankier nie gerechtfertigt werden.

„Ich gehe jetzt, um einige Sachen aus meiner früheren Wohnung zu holen," fuhr er fort, „vielleicht ist es Euch lieber, wenn ich morgen komme —"

„Wir erwarten Dich noch heute Abend," unterbrach Mathias ihn, „Helene wird Dein Zimmer in Ordnung bringen, überdies ist es so sehr spät noch nicht."

„Desto besser, ich fühle, daß ich nicht allein sein darf, ich würde verzweifeln, wenn ich in trostloser Einsamkeit nur auf meine Gedanken angewiesen wäre! Mein Kopf, mein armer Kopf!"

Der hagere Mann strich mit der Hand über die Stirne, nahm seinen Hut und wankte hinaus.

Erst jetzt, in dem Augenblick, in welchem er das Zimmer verlassen wollte, erinnerte er sich des Knaben, der in einer Ecke auf dem Fußboden kauerte und nicht gewagt hatte, durch irgend ein Geräusch seine Anwesenheit kund zu geben, er forderte durch einen Wink ihn auf, ihn zu begleiten.

Schweigend schritt er durch die stillen, dunklen Straßen dem großen finstern Hause zu, in welchem sein Kind so manche trübe, schwere Stunde erlebt hatte, und als er es erreichte, zwang er den Knaben, ihm in seine Wohnung zu folgen.

„Hast Du mir Alles gesagt, was Du weißt?" fragte er, nachdem er eine Kerze angezündet hatte. „Besinne Dich, vielleicht erinnerst Du Dich, den Namen einer Stadt gehört zu haben."

Der Knabe schüttelte den Kopf, Hugo Bauerband öffnete noch einmal alle Schiebladen und Schränke, in die er geistesabwesend hineinstierte, wie Einer, der wohl weiß, daß er das, was er sucht, nicht finden wird.

Der Knabe fragte, ob er nun sich entfernen dürfe, schon nickte der Maler zustimmend, als

ein kurzer, trockner Husten draußen im Corridor sich vernehmen ließ.

„Das ist sie!" flüsterte der Knabe erschreckt.

„Wer? Die Hexe?" fuhr der hagere Mann auf, der schon im nächsten Augenblick hastig die Kerze nahm, dann die Thüre ungestüm öffnete und hinausleuchtete. „Beim Zeus, es ist der Satan, ha, nun wollen wir abrechnen!"

Die Warnungen und ernsten Vorstellungen des Bruders und des Rentners waren vergessen, die verzehrenden Gluthen des Hasses und der Rachsucht loderten wieder wild auf.

Die Frau ging die Treppe hinauf, die zum Speicher führte, es war eine enge, finstere Treppe, von der man durch eine schwere, mit starken Riegeln versehene Fallthüre auf den Bodenraum gelangte.

Dieser Raum diente allen Einwohnern des großen Hauses zur Aufbewahrung ihres alten Gerümpels und zum Trocknen der Wäsche.

Hugo Bauerband eilte der Frau nach, die Kerze erlosch im Zugwind, er drehte den Leuchter um, offenbar in der Absicht, sich seiner als einer Waffe zu bedienen.

Er sah, daß das Weib durch die Fallthüre stieg, im nächsten Augenblick war sie seinem

Blicke entschwunden. Der Knabe war ihm gefolgt, er stand neben ihm.

„Du warst schon öfter hier?" fragte der Maler flüsternd, während er vergeblich versuchte, die schwarze Finsterniß zu durchdringen.

„Ja, ich war oft hier," antwortete der Knabe, „aber nie in der Nacht, nur am Tage."

„So komm, gieb mir Deine Hand, Du wirst mich führen."

Der Knabe zögerte, aber der Mann zwang ihn, zu gehorchen; er schritt rasch vorwärts, aber er hatte sich kaum von der Fallthüre entfernt, als diese mit lautem Getöse zugeworfen wurde. Das Knarren der Riegel, begleitet von dem heiseren Hohnlachen des boshaften Weibes, mußte den Beiden verrathen, daß sie in eine Falle gegangen waren, aus der es vielleicht so bald kein Entrinnen für sie gab.

„Satan!" knirschte der Maler, während der Knabe laut aufschrie. „Was geht doch über die List und Tücke eines boshaften Weibes! Giebt es keinen anderen Ausgang als die Fallthüre?"

„Keinen."

„Und die Fenster?"

„O Herr, die sind so hoch, daß wir sie nicht erreichen können!"

„Wird man uns hören, wenn wir Lärm machen?“

„Ich glaube es nicht. In dem Stock unter uns wohnt Frau Wiedemann, ein alter, tauber Musikant, der die Pauken schlägt, Sie und ein Orgelspieler mit seiner Frau, die erst am Morgen heimkommen.“

„Aber hier, unter dem Dache müssen auch noch Stuben sein!“ sagte der Maler.

„Nur zwei, die gegenwärtig nicht vermiethet sind. In einer dieser beiden Kammern wohnten vor Kurzem zwei Vagabunden, der Doctor Beier hat sie an die Luft gesetzt, weil sie ihm nicht gefielen.“

„Und die zweite Kammer?“

„Ist seit Jahr und Tag nicht mehr bewohnt, man sagte mir, ein Mensch sei darin gemordet worden.“

Der Knabe schauderte bei diesen Worten, die er hastig, mit gedämpfter Stimme sprach.

„Weißt Du, an welcher Seite die Kammern liegen?“ fragte der Maler, nachdem er vergeblich versucht hatte, die Fallthüre zu öffnen.

„Ja.“

„So führe mich hin.“

„Um keinen Preis in der Welt! Nein, lie-

der Herr, wir wollen hier bleiben, in der Kammer spukt es —"

„Unsinn," sagte Hugo Bauerband barsch, „es giebt keine Gespenster! Führe mich."

Der drohende, befehlende Ton, den der Maler anschlug, schüchterte den Knaben ein, er faßte die Hand des hagern Mannes und schritt langsam, zögernd vorwärts, von Zeit zu Zeit einem Balken, der dem Dache zur Stütze diente, ausweichend.

Er führte seinen Begleiter mit einer solchen Sicherheit, daß der Maler darüber erstaunte.

„O, Herr, bei schlechtem Wetter spielen wir immer hier oben," sagte der Knabe, „ich kenne hier jeden Balken, jedes Loch im Fußboden."

„Und Du bist überzeugt, daß man es nicht hören wird, wenn wir Lärm machen?"

„Gewiß."

„So müssen wir abwarten, bis der Tag anbricht."

Sie hatten die erste Thüre erreicht, sie war zugeschlossen, ebenso die zweite.

Den Knaben schien diese Entdeckung von einer schweren Last zu befreien, er athmete tief auf, und ein „Gott sei Dank!" kam unwillkürlich über seine Lippen.

Hugo Bauerband ließ sich auf dem Fußboden

nieder, er fühlte erst jetzt, wie sehr seine Kräfte erschöpft waren.

Es war ihm klar, daß das Weib ihn eingesperrt hatte, um Zeit zur Flucht zu gewinnen, und so sehr es ihn auch erbitterte, daß er so arglos in die Falle gegangen war, bereitete es ihm doch eine heimliche Genugthuung, zu wissen, daß die Polizei die Frau vielleicht in diesem Augenblick schon verfolgte.

Wenn sie, wie zu erwarten stand, verhaftet wurde, war all' ihre List und Schlauheit vergeblich gewesen, wollte sie dann auch ihre Schuld nicht freiwillig bekennen, so blieb sie doch in sicherem Gewahrsam, bis sie durch die Aussagen der Zeugen überführt wurde. Gänzlich unbekannt mit seinem Gefängniß, blieb ihm nichts Anderes übrig, als den Anbruch des Tages zu erwarten, dann hoffte er schon einen Weg zu finden, der aus diesem Raume hinausführte.

Hörte man sein Rufen nicht, so wollte er eine schadhafte Stelle im Fußboden suchen und durchbrechen, das konnte ja mit so großen Schwierigkeiten nicht verknüpft sein. Dann aber — — ha, was war das?

Bestürzt war der Maler aufgesprungen, seine

Hand umklammerte krampfhaft den Arm des Knaben.

„Riechst Du nichts?" fragte er mit vor Erregung zitternder Stimme. „Ist das nicht Brandgeruch?"

„Ja, es ist Rauch," lautete die Antwort, „vielleicht dringt er durch den Schornstein, das Haus ist alt und von vielen Reparaturen will der Doctor nichts wissen."

„Nein, beim Zeus, das ist kein Rauch aus dem Schornstein!" rief Hugo Bauerband. „Das ist Brand — Feuer — Feuer!"

Er schrie die letzten Worte mit Stentorstimme, dann warf er sich auf die Fallthüre, um zu horchen.

Er meinte, das Knistern der Flammen zu hören, er bemerkte jetzt deutlich, daß der Rauch durch alle Ritzen des Fußbodens drang.

„Feuer!" schrie er wieder, an der Thüre rüttelnd. „Das elende Weib hat es angelegt!"

Jetzt schrie auch der Knabe, und die Beiden vollführten einen solchen Lärm, daß man ihn im Erdgeschoß des Hauses hätte hören müssen, wenn nicht jeder Bewohner dieses Gebäudes zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen wäre.

Der Rauch hatte sich rasch durch das ganze

Haus verbreitet, aber wie immer in solchen Fällen und vorzüglich in großen, von vielen, zur ärmeren Klasse zählenden Familien bewohnten Gebäuden geschieht, dachte Niemand daran, den Ort und die Entstehung des Brandes zu erforschen.

Nur an sich selbst, an seine Angehörigen und die armselige Habe dachte Jeder zuerst, und der Wunsch, das Seinige in Sicherheit zu bringen, überwog jedes andere Gefühl, sogar das der Menschlichkeit.

Das Feuer war ausgebrochen im obersten Stockwerk, das wußten Alle, und Mehrere sprachen die Vermuthung aus, der verrückte Maler habe es angelegt; es war anfangs nur eine Vermuthung, aber schon nach wenigen Minuten behauptete Jeder es mit einer Sicherheit, die befremden mußte.

In anderer Beziehung dachte Niemand an den Maler, es fiel Keinem in den Sinn, zu fragen, ob oben am Heerde des Brandes Menschen in Todesgefahr seien, Niemand fragte nach dem Maler, man nahm an, daß er nach der Brandstiftung das Haus verlassen habe.

Schon züngelten die Flammen am Dachstuhl, schon wälzte der schwarze Rauch in einer mäch-

tigen Säule wie ein drohendes Riesengespenst sich zum gestirnten Nachthimmel empor, schon begann der Feuerschein den finstern Horizont zu röthen, als die erste Hülfe und mit ihr der kleine Rentner erschien.

Die Turner und Feuerwehrmänner drangen in das Haus ein, Beier fragte die in Gruppen beisammen stehenden und ihre gerettete Habe bewachenden Einwohner nach dem Maler.

„Er hat das Feuer angelegt,“ schrieen mehrere Stimmen zugleich.

„Wer behauptet das?“ rief der kleine Herr zornig.

„Die Wiedemann hat's gesagt,“ erwiderte eine Stimme.

„Ah — die!“ sagte der Rentner, seinen Hut abnehmend, um mit dem Rockärmel die Stirn zu trocknen. „Dann weiß ich schon, was ich davon zu halten habe. Hat Niemand den Amerikaner gesehen?“

„Die Wiedemann!“ erwiderte dieselbe Stimme.

„Keiner von Euch?“

„Nein, nein,“ erscholl es durcheinander.

„Wann will die Wiedemann ihn gesehen haben?“

„Kurz vor dem Brande. Er soll wie ein Rasender hinausgelaufen sein!“

Mit einem Schrei der Wuth stürzte der Rentner in das Haus, die Turner auffordernd, ihm zu folgen.

Schon arbeiteten draußen die Spritzen, schon kletterten an den Außenmauern die Turner an ihren Leitern leicht und behend wie die Katzen hinauf, als der kleine Herr vor der Treppe des oberen Stockwerks Halt machte, weil der ihm entgegen quellende Rauch es unmöglich machte, weiter vorzudringen. Aber deutlich vernahm er in diesem Augenblick einen Hülferuf, einen gellenden Schrei, wie nur die Todesangst ihn einem Menschen auspressen kann.

Auch einige Turner hatten diesen Schrei vernommen, sie versuchten, vorzudringen, es war unmöglich, denn schon leckten die Flammen am Geländer der Treppe.

Sie eilten hinunter, das Haus brannte erst an der vorderen Seite, man mußte versuchen, auf der entgegengesetzten Seite den Dachstuhl zu erreichen.

Die Leitern wurden eingehakt, von Stockwerk zu Stockwerk kletterten die flinken, kräftigen Gestalten mit Todesverachtung empor. Jetzt er=

reichten Einige den Dachstuhl, mit ihren Aexten hieben sie in die Bekleidung des Daches eine Oeffnung. Andere zogen die Schläuche der Spritzen herauf und versuchten, von dieser Seite dem Vordringen des Feuers Einhalt zu thun, während die Ersten jetzt einen Rettungsschlauch heraufzogen.

Durch die Oeffnung, welche sie gebrochen hatten, quoll eine Rauchsäule ihnen entgegen, aber was hätte diese kühnen Männer, die den Kampf mit den Elementen mit Todesverachtung aufnahmen, abschrecken können?

Sie verschwanden von dem Dache, kurz darauf wurde ein menschlicher Körper durch den Schlauch hinuntergelassen, ein zweiter folgte, dann kletterten die Turner an Seilen und Leitern wieder hinunter.

Der Maler lag bewußtlos in den Armen des kleinen Mannes, der Arzt, welcher die Turner begleitete, ordnete sofort das Nöthige an, um den Betäubten aus seiner Ohnmacht zu wecken; den Knaben hingegen konnte seine Kunst nicht mehr retten, er war erstickt.

Die Feuerwehr setzte den Kampf mit dem entfesselten Element fort, aber sie mußte sich darauf beschränken, die Nachbarhäuser zu retten, in den

dürren Balken des alten Hauses, die krachend niederstürzten und in ihrem Sturze aus dem Flammenmeere sprühende Funkengarben aufwirbelten, fand das Feuer mächtige Verbündete gegen die Waffen der Menschen.

Der Rentner hatte eine Tragbahre zur Stelle schaffen lassen, der noch immer bewußtlose Maler sollte auf ihr in das Haus seines Bruders gebracht werden, der durch einen Boten schon von dem Vorgefallenen unterrichtet worden war.

Und wenn je das Walten einer gerechten Vorsehung sich den blöden Augen der so gerne zweifelnden, das Heiligste bekrittelnden Menschen greifbar gezeigt hatte, so geschah dies jetzt.

Langsam wanderten die Turner, welche die Bahre trugen, durch den mit Rettungsmannschaften besetzten Hausflur auf die Straße, sie schritten an den Gruppen der gaffenden Menge vorbei, den kleinen Herrn an der Spitze, der ihnen eine Bahn durch die Menge brach.

Da warf der Rentner sich plötzlich in die Menge hinein, und mit raschem, sicherem Griff den dürren Arm eines alten Weibes umklammernd, schrie er:

„Hier ist die Brandstifterin! Hier ist das Weib, welches so viele Verbrechen begangen hat,

von denen jedes es zu einem Scheusal stempeln würde!"

Die Alte wollte sich losreißen, sie zerkratzte mit ihren Fingernägeln das Gesicht des kleinen Mannes, aber er hielt fest, bis die Polizeibeamten kamen und das Weib fesselten, um es hinter Schloß und Riegel zu bringen.

Viertes Kapitel.

Um dieselbe Stunde, in der das Haus des Rentners so plötzlich in Flammen aufloderte, trat der Gutsbesitzer von Wollheim ganz unerwartet in das Boudoir seiner Schwester, in welchem er Fanny und Rudolf in eifrigem Gespräche fand.

Daß er nicht erwartet worden, bewies die sichtbare Ueberraschung, mit der Fanny sich bei seinem Eintritt erhob.

Und diese Ueberraschung war in der That gerechtfertigt, die verstörten, von unverkennbarer Angst fast verzerrten Züge Wollheim's verriethen nur zu deutlich, daß Gefahren im Anzuge waren, die abzuwenden nicht mehr in der Möglichkeit lag.

Die ersten Worte Wollheim's bestätigten diese Vermuthung. Nachdem der Gutsbesitzer

dem Geliebten seiner Schwester einen nichts weniger als freundschaftlichen Blick zugeworfen und Hut und Mantel abgelegt hatte, ließ er sich auf einem Stuhle nieder und sagte mit gedämpfter Stimme, er fürchte, daß nun Alles aus sei, und die mit so großem Glück betretene Bahn in diesem elenden Nest ihr Ende finden werde.

Dann forderte er Wein, und während Fanny einschenkte, traf aus seinen ruhelosen Augen abermals ein zornflammender Blick den jungen Mann, der emsig an einem kleinen Schlüssel feilte.

„Wir hätten längst abreisen müssen,“ fuhr er fort, „die Polizei hat uns überwacht, ohne daß wir es ahnten, und wir waren so thöricht, uns in Sicherheit zu wiegen! Ich fürchte, sie hat unserer Vergangenheit nachgeforscht und wartet jetzt nur noch auf einige fehlende Beweise, um uns die Flügel zu beschneiden.“

„Uns?“ fragte Fanny bestürzt, indeß Rudolf fragend aufblickte.

Wollheim nickte bestätigend.

„Hat sie ihre Spione mir auf Schritt und Tritt nachgeschickt, so wird sie auch wissen, daß Deine Dienerin mir häufig ein Billet brachte, und es kann nicht ausbleiben, daß Du in die Untersuchung gegen mich verwickelt wirst. Das

sind die Folgen, daß Du meinem Rathe nicht Gehör geben wolltest."

Er hatte sich bei den letzten Worten erhoben, es schien ihm ein Bedürfniß zu sein, sich Bewegung zu machen, denn er wanderte mit großen Schritten auf und nieder.

Sprachlos vor Angst blickte Fanny ihm eine geraume Weile schweigend nach; die Ahnung, daß er ihr das sage, um sie von dem Geliebten zu trennen, den er haßte, überwog ihre Angst, die allmälig dem Groll gegen den Bruder wich.

„Das wird wohl nur Vermuthung sein," sagte sie in einem Tone, der ihren Groll durchblicken ließ, „ich kann nicht glauben, daß wir irgend etwas gethan haben sollen, was geeignet gewesen wäre, die Aufmerksamkeit der Polizei auf uns zu lenken."

„Du scheinst ein kurzes Gedächtniß zu haben," erwiderte Wollheim achselzuckend, und wieder streifte sein Blick den unermüdlich arbeitenden Jüngling, „schon die Ermordung des Wächters mußte einen fatalen Schatten auf Deinen Ruf werfen."

Rudolf zuckte zusammen, aber im nächsten Augenblick fuhr er, die Lippen fest aufeinanderpressend, in seiner Arbeit wieder fort.

„Hermann ist heute Abend abgereist,“ nahm Wollheim nach einer kurzen Pause wieder das Wort, „ich ging zum Bahnhofe, um Abschied von ihm zu nehmen, ich hatte ihm noch Verschiedenes zu sagen, was zwar für mich von keiner großen Bedeutung, für ihn aber von Werth war. Er war noch nicht da, ich ging auf den Perron, um ihn zu erwarten. Zufällig stand ich hier in einer dunklen Ecke hinter zwei Polizeibeamten, die sich eifrig mit einander unterhielten. Anfangs achtete ich auf ihr Gespräch nicht, als ich aber plötzlich meinen Namen hörte, ward ich aufmerksam, und was ich nun vernahm, war wohl geeignet, mich in hohem Grade zu beunruhigen und mir die Entfernung vom Bahnhofe dringend anzuempfehlen.

„Einer dieser beiden Beamten machte seinen Collegen auf mich aufmerksam, er schärfte ihm ein, mich sofort zu verhaften, wenn ich abreisen wolle, jedenfalls aber mit der Verhaftung bis zum letzten Augenblick zu warten und vorher durch andere Mittel meine Abreise zu verhindern suchen. Aus den wenigen Worten, die ich vernahm, ging mir deutlich hervor, daß ein Verdacht auf mir ruht, für den man noch keine Beweise besitzt, daß man meine Abreise unter allen

Umständen und im Nothfalle durch die Verhaftung verhindern will."

„Und was gedenkst Du nun zu thun?" fragte Fanny, die jetzt nicht mehr so gleichgültig über seine Befürchtungen hinweggehen konnte.

„Ich eilte sofort in den Gasthof und steckte meine Werthpapiere und Banknoten ein, mir bleibt jetzt nichts Anderes übrig, als heimlich die Stadt zu verlassen. Ich wollte morgen früh abreisen, alle Vorkehrungen sind bereits getroffen, nun aber muß ich meinen Plan ändern. Und Du mußt mir behülflich sein, Fanny."

„In welcher Weise?"

„Du wirst mir einen Deiner Anzüge überlassen, da man noch nicht auf mich fahndet, vielmehr sich auf die Ueberwachung meiner Person beschränkt, so hoffe ich, man wird die Dame, die bei Sonnenaufgang hinausgeht, um den herrlichen Frühlingsmorgen zu genießen, nicht so genau betrachten. Bin ich erst draußen, dann werde ich schon dafür sorgen, daß man meine Spur nicht verfolgen kann."

Fanny schüttelte bedenklich das Haupt, sie konnte diesen Plan nicht billigen. Sie machte den Bruder darauf aufmerksam, daß seine Figur, seine Haltung und sein Gang ihn verrathen

würden, aber Wollheim ließ kein Bedenken gelten, er erwiderte, er habe diese Rolle schon oft und stets mit Glück gespielt, er sei überzeugt, daß er sie auch diesmal durchführen werde.

„Ich sehe keinen andern Weg, auf dem ich der Gefahr entrinnen könnte," fügte er hinzu, „durch meine Flucht befreie ich auch Dich aus großer Gefahr. Werde ich verhaftet, so verlierst Du auch die Freiheit, und die Nachforschungen, die man alsdann anstellen wird, können nur zu einem Dir verderblichen Resultate führen."

Fanny erkannte die Richtigkeit dieser Bemerkung, sie ging hastig in ihr Schlafgemach und erklärte, als sie kurz darauf zurückkehrte, dem Bruder, daß in jenem Zimmer Alles für ihn bereit liege.

Wollheim entfernte sich, als er hinausschritt, folgte ihm aus den Augen Rudolf's ein Blick des glühendsten Hasses.

„Er wird uns verderben," sagte der junge Mann ärgerlich. „Weshalb kommt er hieher, wenn die Gefahr ihm auf der Ferse folgt?"

„Er ist mein Bruder," erwiderte Fanny, die dunklen Augen, wie um Verzeihung bittend, auf ihn richtend; „so oft ich in Gefahr war, hat er stets mir mit Rath und That zur Seite gestanden."

„Nachdem er selbst die Gefahr heraufbeschworen hatte!“ warf Rudolf erbittert ein.

„Nicht doch, mein theurer Freund, ich habe manchmal allzu verwegen mich in Gefahren begeben, ohne daß er daran Schuld getragen hätte!“

Der junge Mann verglich den Schlüssel, an welchem er bisher gefeilt hatte, prüfend mit dem Wachsabdruck, der vor ihm lag, und das Resultat dieser Prüfung schien ihn zu befriedigen.

Um so weniger aber thaten dies die Worte Fanny's, die offenbar seine Erbitterung nur steigerten.

„Wenn ich bedenke, was ich hingegeben habe, Deinetwegen, und wenn ich daneben ernstlich mich frage, für wen ich diese Opfer gebracht habe, dann komme ich mir selbst verächtlich vor,“ sagte er in ernstem, festem Tone, der das Gefühl bitterer Reue durchblicken ließ. „Ich bin nicht der Erste, der Deiner Gunst und Deiner Liebe sich rühmen durfte, einer Liebe, die doch nichts weiter ist, als ein hirnbetäubender Rausch verzehrender Leidenschaften!“

Jäh flammte es in den dunklen Augen des Mädchens auf. Wie durfte er wagen, ihr das zu sagen, sie so tödtlich zu beleidigen, sie, die ihn vernichten konnte!

„Ah — das wußte ich noch nicht," erwiderte sie mit bebender Stimme, die blitzenden Augen drohend auf ihn gerichtet. „Ich glaubte an die Wahrheit und Innigkeit Deiner Liebe, und Deine Schwüre befestigten diesen Glauben in meiner Seele! Nun bereust Du schon, mir Opfer gebracht zu haben, mir, die Dich lieben gelehrt hat?"

„Ja, ich bereue diese Opfer, denn sie haben mir meine Ehre und Selbstachtung geraubt," fuhr Rudolf mit wachsendem Groll fort. „Ich bereue sie, weil ich den Preis für das, was ich durch sie erkauft habe, zu hoch finde."

„Weil Du ein feiger Knabe bist, der nicht den Muth finden kann, einer Gefahr ruhig die Stirne zu bieten!"

„Nein, weil ich zu der Einsicht gekommen bin, daß — — aber Vorwürfe ändern ja doch das Geschehene nicht, ich bin nun an Dich gekettet durch entehrende Verbrechen, die mir die Rückkehr in das Haus meiner Eltern unmöglich machen. Sind diese Ketten noch nicht fest genug? Müssen ihrer noch mehr geschmiedet werden? Weshalb zögerst Du noch immer mit unserer Abreise, da Du doch weißt, daß hier der Boden unter unseren Füßen schwankt? Weshalb

zwingst Du mich zu dieser Arbeit, die mich anekelt, und aus der uns nur neue Gefahren erwachsen?"

Fanny hatte sich langsam ihm genähert, sie umschlang mit ihren Armen seinen Nacken, und ihr heißer Athem umwehte seine Wangen, sie blickte ihn an mit ihren dunklen, verführerisch schönen Augen und entfaltete ihren ganzen bestrickenden Liebreiz, der den Wankelmüthigen immer wieder in die gelockerten Fesseln zurückführte.

„Weshalb das Alles geschieht?" fragte sie leise. „Vor allen Dingen weise ich die Beschuldigung zurück, daß ich durch Verbrechen Dich an mich gekettet habe! Du weißt so gut wie ich, daß ich Dich liebe seit dem Augenblicke, in welchem ich zum ersten Male Dir begegnete. Und Du weißt auch, daß in demselben Augenblicke die Liebe in Deinem Herzen erwachte, daß dieses Gefühl immer stärker und mächtiger ward, und daß ich Dir Alles opferte, was ein Weib nur opfern kann. Du weißt ebenso wohl, daß ein unglücklicher Zufall Dich zwang, ein Verbrechen zu begehen —"

„Erinnere mich nicht daran!"

„Hast Du nicht selbst die Erinnerung wach gerufen?“

„Ich sprach von jener That nicht, ich dachte nur an den Einbruch.“

„Zu dem ich Dich zwang?“

„Thatest Du es nicht?“

„Nein, mein Freund, schon lange vorher hattest Du den Anfang damit gemacht. Ich bin weit entfernt, mich ganz freisprechen zu wollen, aber ich that nichts weiter, als daß ich Dir den Weg zeigte, auf dem Du den Zweck rascher und sicherer erreichen konntest.“

„Und nun —“

„Nun zeige ich Dir diesen Weg noch einmal, und ich hoffe, daß Du dieses Mal klüger und vorsichtiger sein wirst,“ sagte Fanny lächelnd. „Wir haben uns vorgenommen, draußen eine glänzende Rolle zu spielen, wir wollen nicht wie die Bettler und Vagabunden von Ort zu Ort wandern, nein, wir wollen das Leben genießen, und um dies zu können, müssen wir wohlgefüllte Börsen besitzen. Wir würden sie schon jetzt haben, wenn Du in der Wahl Deiner Bundesgenossen nicht so unvorsichtig gewesen wärest, aber noch ist nicht Alles verloren, noch steht ein zweiter Weg Dir offen. Du sagst

selbst, es sei leicht, in den Hofraum des Juweliers zu gelangen und durch die schlecht verwahrte Thür des Waschkellers in das Haus einzubringen. Du wirst durch das Cabinet in den Laden gelangen und —"

„Ah — ist das der Grund, der Dich bewegt, die Abreise so lange hinauszuschieben?" fragte Wollheim, der in diesem Augenblick eintrat. „Ihr wißt wohl noch nicht, daß der Bursche, der in der Nacht des Einbruches entfloh, heute Mittag verhaftet worden ist?"

„Desto besser," sagte Fanny, rasch ihre Fassung wieder gewinnend, „die Verhaftung dieses Verbrechers wird den Juwelier in Sicherheit wiegen."

Erschreckt war Rudolf von seinem Sitz aufgesprungen, sein Blick ruhte stier auf dem Gutsbesitzer, der den Vollbart glatt abrasirt und mit seiner Toilette schon begonnen hatte.

Wenn der Verhaftete seinen Mitschuldigen nannte, konnte es nicht fehlen, daß die Polizei auch auf den letzteren fahndete, dann aber war die Abreise mit großen Schwierigkeiten verknüpft.

„Die Verhältnisse haben sich so gestaltet, daß der Trieb der Selbsterhaltung Euch verbietet,

eine Handlung zu begehen, die Euch mit der Polizei in nahe Berührung bringen kann," fuhr Wollheim fort, „von einem wiederholten Einbruch bei dem Juwelier rathe ich mit Entschiedenheit ab. Fanny, sei so gut und hilf mir bei meiner Toilette."

Das Mädchen folgte ihm in das Schlafzimmer, er bat sie, sein Haar zu ordnen.

„Laß den Burschen laufen," sagte er ärgerlich mit gedämpfter Stimme, „er wird Dir überall im Wege stehen, und Du hast nur die Sorge, ihn zu ernähren. Ich begreife nicht, daß dieser Laffe Dir Interesse einflößen kann."

„Du begreifst das nicht, weil Du noch nie geliebt hast!" erwiderte Fanny, deren Lippen ein trotziger Zug umzuckte.

„Bah, was ist die Liebe weiter, als ein Sinnenrausch! Du wirst auch aus diesem Rausch erwachen und dann bereuen, daß Du meinen Rath nicht befolgt hast. Gieb Acht, dieser Mensch wird eine solche Gewalt über Dich gewinnen, daß er Dich tyrannisirt, dann rüttelst Du vergeblich an den Sklavenketten, Du mußt aufessen, was Du selbst Dir eingebrockt hast."

„Nicht doch!" sagte das Mädchen in spöttischem Tone, während sie emsig in ihrer Beschäf-

tigung fortfuhr, das von Natur lockige Haar ihres Bruders zu kräuseln. „Wenn, wie Du sagst, die Liebe nur ein Rausch ist, und ich aus diesem Rausch einst erwachen werde, dann bedarf es nur eines Wortes, um die Fesseln, die mich drücken, abzuschütteln!“

„Wie leichtfertig Du das sagst!“

„Ich sage es, weil ich mir meiner Macht über ihn bewußt bin!“

„Wohl, aber Du berücksichtigst dabei nicht, welche Macht er über Dich gewonnen hat.“

„Inwiefern?“

„Ah — insofern, daß er Deine Vergangenheit kennt.“

„Ist er besser, als ich?“

„Eben deshalb, weil er es nicht ist, eben deshalb, weil er durch Dich auf diese Bahn gekommen ist, wird er Rechte beanspruchen, die Dich zu großen Opfern nöthigen!“

„Du siehst zu schwarz,“ sagte Fanny geringschätzend, „Du hassest Rudolf, und Dein Haß verleitet Dich zu Ungerechtigkeiten. Brechen wir davon ab, ich lasse nicht von dem Geliebten, so lange er mich nicht nöthigt, meine Beziehungen zu ihm zu lösen. So, Deine Frisur ist beendet; in der That, nur ein sehr scharfer

geübter Blick kann Dich in dieser Verkleidung erkennen."

Wollheim trat vor den Spiegel, ein triumphirendes, selbstgefälliges Lächeln umspielte seine Lippen.

„Sind Deine Bedenken nun geschwunden?" fragte er. „Ah, ich habe der Polizei so oft eine Nase gedreht, weshalb sollte es mir heute nicht gelingen? Ich weiß sehr wohl, woher diese Feindseligkeiten der Behörde rühren! Der hochweise Herr Referendarius, der Eleonore vor mir warnte, arbeitet im Bureau des Untersuchungsrichters, er hofft offenbar, die schöne Tochter des reichen Bankiers für sich gewinnen zu können, er allein — — horch, was war das?"

Auch Fanny war erschreckt zusammengefahren, auch sie hatte das Pochen an der Thüre vernommen.

Jetzt wurde ungestüm die Hausglocke gezogen, und bei ihrem schrillen Klang wich alles Blut aus den Wangen des angeblichen Rittergutsbesitzers.

„Wir sind verloren," sagte er mit einem flüchtigen Blick auf das Fenster.

„Glaubst Du, es könnten schon die Häscher sein?" fragte Fanny hastig.

Wieder erklang die Glocke, Franziska stürzte in's Zimmer. „Die Polizei ist vor der Thüre," sagte sie in fieberhafter Erregung, „sie verlangt Einlaß im Namen des Gesetzes."

„So fliehe durch die Gartenpforte," wandte Fanny sich mit wachsender Bestürzung zu ihrem Bruder, der hastig seinen Rock wieder anzog und bis unter das Kinn zuknöpfte.

„Das ist zu spät," erwiderte Wollheim, „die Polizei wird nicht so thöricht sein, diesen Ausweg unbesetzt zu lassen. Wohin gelange ich, wenn ich die Gartenmauer übersteige?"

„In die benachbarten Gärten."

„Und aus diesen?"

„Mußt Du entweder durch die Gasse oder durch irgend ein Haus zu entkommen suchen."

„Gut, gut, so giebt's doch wenigstens eine Möglichkeit, aus dieser Falle zu entrinnen. Haltet die Polizei so lange wie möglich auf, damit ich einen Vorsprung gewinne, öffnet nicht eher, bis sie die Thüre einzuschlagen droht. Adieu, auf Wiedersehen in London!"

Wollheim stürmte hinaus, die Treppe hinunter in den Garten; er vernahm auch hier Stimmen, aus einzelnen Rufen ging hervor, daß die Beamten sich schon anschickten, die Mauer zu

übersteigen; es blieb ihm keine Zeit, seine Lage zu überdenken und einen Plan zu entwerfen.

Seinem Glücke, welches ihn bisher stets begünstigt hatte, vertrauend, kletterte er über die ziemlich niedrige Mauer in den Nachbargarten und verschwand gleich darauf in der Dunkelheit.

Inzwischen unterhandelte Franziska hinter der geschlossenen Hausthüre mit den Beamten, deren Drängen und Drohungen sie die Erklärung entgegensetzte, ihre Herrin liege in tiefem Schlaf, und ohne deren Erlaubniß dürfe sie die Thüre nicht öffnen, man möge sich gedulden, bis das Fräulein erwacht und angekleidet sei.

Aber mit dieser Erklärung beruhigten die Beamten sich keineswegs, schon wollte einer von ihnen forteilen, um einen Schlosser zu holen, als Franziska nachgab und ihnen Einlaß gewährte.

Auf der Treppe stand Fanny mit einer brennenden Kerze, im Tone der Entrüstung fragte sie den Commissär, der sich an der Spitze der Beamten befand, mit welchem Recht er wagen dürfe, zur Nachtzeit in ihre Wohnung einzudringen.

„Sie werden das sogleich erfahren,“ erwiderte der Commissär artig, indem er seinen Beamten

durch einen Wink befahl, die Thüren und Treppen zu besetzen, „haben Sie nur die Güte, mich in das Zimmer zu führen, in welchem ich Ihren Bruder finden werde, mit dem ich ebenfalls einige Worte zu reden wünsche."

Er stieg die Treppe hinauf und nöthigte das vor Erregung zitternde Mädchen, ihn in ihr Boudoir zu begleiten; die unwillkürliche Bewegung, die sie machte, in dem rasch erwachten Vorhaben, die Flucht zu ergreifen, hatte nur zur Folge, daß er ihr in einem sarkastischen Tone sagte, er rathe ihr, sich unnöthige Mühe und bittere Enttäuschung zu ersparen, denn er habe für alle Fälle seine Maßregeln getroffen.

„So ganz unbekannt wird es Ihnen wohl nicht sein, weshalb ich komme," fuhr er fort, als er in dem eleganten Boudoir dem schönen Mädchen gegenüber stand, „auch könnten Sie gewissermaßen auf diesen Besuch schon seit längerer Zeit vorbereitet sein, denn das Sprichwort: „Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht," hat sich noch immer bewährt."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte Fanny mit scheinbarer Würde, die ihm imponiren sollte, aber diese beabsichtigte Wirkung ganz verfehlte. „Sie schlagen mir gegenüber einen Ton an, zu

dem Sie keinesfalls berechtigt sind. Noch einmal, weshalb haben Sie meine Ruhe gestört und meine Dienerin genöthigt, Ihnen das Haus zu öffnen?"

„Einfach deshalb, weil ich mit Ihrer Verhaftung beauftragt bin," antwortete der Beamte ruhig.

Fanny trat einige Schritte zurück, auf ihren Wangen wechselte brennende Gluth mit fahler Todesblässe ab.

„Das kann Ihr Ernst nicht sein!" rief sie in drohendem Tone. „Hier muß ein Irrthum obwalten —"

„Durchaus nicht, hier ist der Haftbefehl!"

Der Beamte zog ein Document aus der Tasche und hielt es empor, sein Blick ruhte durchdringend auf dem bleichen Antlitz des Mädchens, in welchem eine mühsam verhaltene Wuth sich spiegelte.

„Katharina Weller, soll ich Euch alle die Rollen nennen, die Ihr gemeinschaftlich mit Eurem Bruder gespielt habt? Vor einem Jahre noch wart Ihr die Baronin von Sternberg, die einem reichen Russen in Baden-Baden einen werthvollen Brillantring entwendete. Kurz vorher mußtet Ihr Paris heimlich verlassen, weil —"

„Herr Commissär, ich werde für diese Beleidigung Sie zur Rechenschaft ziehen!" unterbrach Fanny ihn mit gehobener Stimme; aber so sehr sie sich auch befleißigte, die Rolle der gekränkten Unschuld zu spielen, konnte sie doch in diesem Moment selbst ein minder scharfes und geübtes Auge, als das des Polizeibeamten, nicht täuschen, ihre innere Angst, der sie nicht zu gebieten vermochte, ließ zu deutlich die Maske erkennen.

„Ich bin zu jeder Zeit bereit, Ihnen Rede zu stehen," erwiderte der Commissär, in den vorher angeschlagenen höflichen Ton zurückfallend, „aber leider erlaubt mir Ihre Vergangenheit nicht, auf das Vergnügen Ihrer Begleitung in dieser Nacht zu verzichten. Wir haben uns sehr große Mühe gegeben, die Beweise zu erhalten, welche uns berechtigten, Ihnen ein kostenfreies Obdach in unseren Räumen anzubieten, Sie haben uns durch die Schlauheit, mit der Sie die Spuren immer wieder verwischten, sobald Sie einen Schauplatz Ihrer Thätigkeit verließen, die Nachforschungen sehr erschwert. Nun sind die Beweise endlich in unseren Händen, und mit ihnen auch die Beweise gegen Ihren Bruder, der seit einigen Monaten die Rolle eines Ritterguts-

besitzers von Wollheim spielt. Wir waren vorhin im Gasthofe, um dem Edelmann unsere Aufwartung zu machen, er ist verschwunden, man sagte uns, er habe am Abend das Hôtel verlassen, und man wisse nicht, wohin er gegangen sei."

Fanny schwieg; anscheinend tief entrüstet, wandte sie dem Beamten den Rücken.

„Im Hôtel weiß man freilich nicht, daß Herr von Wollheim häufig seine schöne Schwester besuchte," fuhr der Commissär mit beißendem Spott fort, „eben so wenig hat man dort eine Ahnung davon, daß auf dem stolzen Herrn Baron der Verdacht eines Mordes ruht. Ah — ich habe den Nagel auf den Kopf getroffen!" fügte er hinzu, als das Mädchen bei den letzten Worten erschreckt zusammenfuhr. „Sie werden mir gewiß sagen können, wo ich den Herrn finde."

„Sie sind jedenfalls sehr schlecht berichtet," sagte Fanny, indem sie, freilich vergeblich, versuchte, denselben spottenden Ton anzuschlagen, „ich habe den Herrn heute nicht gesehen."

„Hm — dann werden Sie uns gestatten müssen, Haussuchung zu halten."

„Wohin wollen Sie?" rief das Mädchen bestürzt, dem Beamten hastig in den Weg tretend.

„Zunächst in dieses Zimmer!"

„Es ist das Schlafgemach einer Dame!"

„Bah, das kümmert mich nicht!"

„Herr Commissär!"

Der Beamte lächelte höhnisch, der flammende Blick, der aus den dunklen Augen ihn traf, schüchterte ihn so wenig ein, wie ihre Worte dies vermochten.

Er schritt auf die Thüre des Schlafzimmers zu, und als Fanny abermals ihm den Weg vertreten wollte, schob er sie, ohne die mindeste Rücksicht auf die Vorrechte des schönen Geschlechts zu nehmen, in einer keineswegs höflichen Weise beiseite.

Ohne ihren Protest einer Erwiderung zu würdigen, trat er in das Gemach, er durchsuchte das Bett, leuchtete unter die Bettstelle, warf einen Blick hinter die rothseidenen Vorhänge des Mantelstocks und näherte sich darauf einem großen breiten Kleiderschranke, den er schon geöffnet hatte, ehe Fanny Zeit fand, ihn daran zu hindern.

Das Mädchen stieß einen Schrei des Entsetzens aus und bedeckte das Antlitz mit den Händen, von der Faust des Commissärs erfaßt, trat Rudolf bleich und zitternd aus dem Schranke.

„Das ist mehr, als ein Liebesabenteuer,"

sagte der Beamte, indem er den jungen Mann zwang, ihm in's Boudoir zu folgen, „Fräulein Katharina Weller — ah, Herr Bauerband!"

Als ob plötzlich ein Gespenst vor ihm aufgestiegen sei, blickte er eine Weile den Sohn des Tischlermeisters stier an, dann schüttelte er den Kopf, als wolle er sagen, er bedauere außerordentlich, den Sohn eines so sehr geachteten Bürgers in diesem Hause anzutreffen.

„Es thut mir leid Ihres Vaters wegen," versetzte er, „dem alten Manne wird's einen Stich in's Herz geben, wenn er hört, daß und aus welchen Gründen sein Sohn verhaftet ist. Ich habe heute Abend Befehl erhalten, auch auf Sie zu fahnden, Sie werden wissen, weshalb."

Rudolf senkte das Haupt, vor dem durchdringenden Blick des Beamten mußte er die Augen niederschlagen. Scham und Reue über seine Verirrungen, Haß gegen Fanny, die er in seiner Feigheit beschuldigte, sie habe ihn gezwungen, die Bahn des Verbrechens zu betreten, um ihn dadurch an sich zu fesseln, Wuth gegen sich selbst, daß er sich von ihr so sehr hatte bethören lassen, die Angst vor der Strafe, die ihn nun erwartete, der Gedanke an die Eltern, denen seine Schande das Herz brechen mußte, das Alles

stürmte auf ihn ein, während der Commissär ihm mittheilte, der verhaftete Einbrecher habe ein umfassendes Geständniß abgelegt, welches ihn der Mitschuld an diesem Verbrechen überführe.

In seiner Angst und Verwirrung berief er sich darauf, der Juwelier sei für seinen Verlust entschädigt, er habe auf die Verfolgung und Bestrafung seines Gehülfen verzichtet, und ohne die Zustimmung dieses Mannes dürfe er nun nicht mehr verhaftet werden, aber der Beamte ließ diesen Einwurf nicht gelten.

„Die Angelegenheit ruht nun in den Händen des Kriminalgerichts," sagte er, „glauben Sie mir, daß mir selten die Erfüllung meiner Amtspflicht so schwer geworden ist, wie in diesem Augenblick, aber die Pflicht geht Allem vor. Ich hoffe, Sie werden freiwillig mich begleiten und mir die Anwendung von Zwangsmaßregeln ersparen. Darf ich darauf vertrauen?"

„Ich werde Ihnen folgen," erwiderte Rudolf mit mühsam erzwungener Fassung.

„Sehr wohl. Erlauben Sie mir noch eine Frage. Haben Sie heute Abend den Rittergutsbesitzer von Wollheim hier gesehen?"

Fanny blickte ihren Geliebten scharf an, er hätte in ihren Augen lesen können, daß sie mit

Zuversicht erwartete, er werde nichts verrathen, aber er vermied es, ihrem Blick zu begegnen, er konnte den Groll gegen sie nicht überwinden.

„Ja, ich sah ihn," erwiderte er.

„Wann?"

„Kurz vordem Sie kamen."

„War er noch hier, als ich im Namen des Gesetzes Einlaß forderte?"

„Ja."

Ein Blick des Hasses und der Verachtung streifte aus den dunklen Augen Fanny's das entstellte Gesicht des jungen Mannes, dann wandte sie ihm den Rücken, in diesem Moment hatte er ihre Liebe verscherzt, sie in Haß umgewandelt.

Was lag ihm daran! Seitdem er wußte, wer sie war, seitdem sie ihn seiner Selbstachtung beraubt, und ernstes Nachdenken ihn zu der Einsicht gebracht hatte, daß er ihr das Glück seines ganzen Lebens, seine Ehre und die Ruhe eines guten Gewissens geopfert habe, war er erwacht aus dem sinnbethörenden Rausche seiner Leidenschaft, und ihre Liebe hatte nun keinen Werth mehr für ihn.

„Wohin hat er sich geflüchtet?" fragte der Beamte hastig.

„Ich weiß es nicht," sagte Rudolf, „er hat das Zimmer und wohl auch das Haus verlassen."

„Dann ist er über die Gartenmauer entkommen!" rief der Commissär, rasch die Thür öffnend. „Ah, wir werden ihn finden, er kann uns nicht entwischen!"

„Sie sind ein Elender," wandte Fanny sich mit bebender Stimme zu dem jungen Manne, während der Commissär auf der Schwelle des Boudoirs seinen Beamten die nöthigen Befehle ertheilte. „Sie sind so ehrlos, einen Flüchtling zu verrathen, wie können Sie nun erwarten, daß Andere Sie schonen sollen?"

Betroffen über den drohenden Ton, den das Mädchen anschlug, blickte Rudolf auf, in seiner Verwirrung war er sich nicht einmal bewußt, ihr zu solcher Erbitterung, zu solchem Haß Ursache gegeben zu haben.

„Sie haben mich in diese Lage gebracht," sagte er, aber der durchdringende Blick, der aus den dunklen Augen ihn traf, machte ihn verstummen.

„Ich sehe nun ein, wie thöricht ich war, daß ich den Mann nicht prüfte, dem ich meine Liebe in so reichem Maße schenkte, daß ich für ihn

mein Leben freudig hätte hingeben können," fuhr sie fort. „Ich habe die Thorheit begangen, nun fallen die Folgen auf mich und meinen Bruder zurück. Aber die Liebe ist vergiftet, sie hat den Haß geboren, und der Haß kennt keine Rücksichten, keine Schonung."

„Fanny, Du wirst mich nicht verrathen!" rief Rudolf bestürzt, aber sie schritt stolz an ihm vorbei, nur einen Blick voll unsaglicher Verachtung auf ihn schleudernd.

Sie trat auf den Commissär zu und sagte, mit erhobenem Arm auf Rudolf zeigend:

„Sie suchen noch immer den Mann, der in einer Nacht des vorigen Herbstes einen Wächter mordete — — dort steht der Mörder, Herr Commissär!"

Sprachlos vor Erstaunen über dieses ganz unerwartete Geständniß, heftete der Beamte die scharfen Augen forschend auf den jungen Mann, der im ersten Moment sich auf das Mädchen stürzen wollte, um Rache zu nehmen für diesen Verrath, dann aber mit heiserem, höhnischem Lachen sich umwandte und an den Schreibtisch trat.

„Sind Sie sich der ganzen Tragweite dieser schweren Anklage bewußt?" fragte der Commissär ernst.

„Ja," erwiderte Fanny fest und bestimmt.

„Bedenken Sie, daß Sie dieselbe mit einem Eid bekräftigen müssen!"

„Ich werde nicht zögern, den Eid zu schwören, sobald ich dazu aufgefordert werde!"

Die zuversichtliche Haltung des Mädchens, die Ruhe und Sicherheit, mit der sie den Geliebten dieses schweren Verbrechens beschuldigte, das Entsetzen in dem Antlitz des jungen Mannes, und das convulsivische Zittern, welches seinen Körper überlief, das Alles mußte dem erfahrenen Polizeibeamten beweisen, daß die Anklage nicht aus der Luft gegriffen war, sondern sich auf Gründe der Wahrheit, auf Thatsachen stützte.

So sehr es ihn auch schmerzte, in dem Sohne eines angesehenen und geachteten Bürgers einen solchen Verbrecher entdecken zu müssen, konnte es doch auf der andern Seite ihm eine freudige Genugthuung bereiten, daß er den so lange vergeblich gesuchten Mörder endlich gefunden hatte, und er dachte schon mit heimlicher Freude an die Belobung, welche dieser Fang ihm von Seiten seiner Vorgesetzten einbringen mußte, zugleich aber auch an die Nothwendigkeit, sich der Person dieses Verbrechers zu versichern.

Er trat auf ihn zu mit der Bemerkung, die Untersuchung werde ergeben, ob die Anklage begründet sei, oder nicht, er wiederholte die Hoffnung, der junge Herr werde ihm die Erfüllung seiner Amtspflicht nicht durch Widersetzlichkeit erschweren, aber die letzten Worte waren noch nicht über seine Lippen, als Rudolf mit Blitzesschnelle in eine offene Schublade des Schreibtisches griff und dem Beamten die Mündung eines Terzerols entgegen hielt.

Unwillkürlich trat der Commissär zurück, im nächsten Augenblick fiel der Schuß, und mit zerschmettertem Schädel lag der junge Mann vor den Füßen des entsetzten Mannes.

Auch den Lippen Fanny's entfuhr ein Schrei des Entsetzens, sie wollte sich im Uebermaß ihrer Verzweiflung über den unerwarteten Schluß ihres Verraths, dessen Folgen sie nicht einmal bedacht hatte, über die Leiche werfen, aber der Beamte hielt sie zurück, und im Groll über diese Wendung, die ihm statt der Belobung voraussichtlich einen scharfen Tadel eintrug, befahl er den herbeieilenden Collegen, das Mädchen zu fesseln und ohne Verzug in's Gefängniß zu bringen.

Fanny protestirte gegen dieses Verfahren,

aber ihr Protest wurde mit Entschiedenheit zurückgewiesen, höhnisch erwiderte ihr der Commissär, eine andere Behandlung habe sie nicht verdient und sie werde nun wohl noch Manches sich gefallen lassen müssen, denn dem Zuchthause könne sie nicht mehr entrinnen.

Auch Franziska ließ er, als der Mitschuld verdächtig, in's Gefängniß führen, und nachdem dies Alles geschehen und ein Sergeant ausgeschickt war, um den Untersuchungsrichter und den Gerichtsarzt zu holen, ordnete er weitere Maßregeln zur Verfolgung des Flüchtlings an.

Aber alle Schritte blieben erfolglos, der angebliche Rittergutsbesitzer war spurlos verschwunden.

Die Beamten durchsuchten die Gärten und die umliegenden Häuser, sie fanden keine Spur, die sie mit einiger Aussicht auf einen günstigen Erfolg hätten verfolgen können.

So beschränkten sich die Erfolge dieser Nacht auf die Entlarvung einer Abenteurerin und eine Hiobspost für Meister Mathias Bauerband, die dem Herzen des alten Mannes eine tiefe Wunde schlagen mußte.

Die schreckliche Nachricht traf ihn am Lager seines Bruders, der in wilden Fieberphantasien

mit dem Entführer seines Kindes rang und keine Ahnung von dem Elend hatte, welches ihn umgab.

Sie beugte ihn tief nieder, und er glaubte, unter der schweren Last erliegen zu müssen, aber auch dieser Sturm tobte allmälig aus, und mit geduldiger Ergebung seufzte der alte, schwer geprüfte Mann an der Leiche seines Sohnes: „Der Herr hat ihn gegeben, er hat ihn genommen, der Name des Herrn sei gelobt!"

Fünftes Kapitel.

In das Haus des Bankiers Bauerband war der Unfriede eingekehrt. Madame Bauerband, geborne von Wurzer, konnte es nicht verschmerzen, daß die projectirte Verbindung ihrer Tochter mit dem Graf von Bentheim zu Wasser geworden war.

Sie zürnte ihrem Kinde, weil es durch seinen Ungehorsam die schöne, glänzende Rechnung durchkreuzt hatte, und auch ihr Gatte mußte schwer ihren Groll empfinden, sie ergriff jede Gelegenheit, ihm vorzuwerfen, er habe die Werbung des Rittergutsbesitzers von Wollheim begünstigt und dadurch Eleonore in ihrem Ungehorsam bestärkt. Der alte Herr sah jetzt schweren, trüben Tagen entgegen. Nicht allein, daß der Unfriede in seinem Hause ihm jede Freude

verbittern mußte, verfolgte ihn auch die Angst vor dem Haß seines Bruders.

Die Schläge des Schicksals sollten ihn noch wuchtiger treffen. Am Morgen nach der ereignißreichen und für die Familie Bauerband so sehr verhängnißvollen Nacht hatte der Bankier kaum die mit der Post eingetroffenen Briefe gelesen, als der Kassirer ohne vorherige Anmeldung, ja, ohne anzupochen, in das Cabinet trat.

Dem alten Herrn genügte ein Blick auf die erregten und durch die Erregung fast entstellten Züge des Eintretenden, um zu errathen, daß etwas Außergewöhnliches sich ereignet haben mußte, was diesem sonst so ruhigen, ja phlegmatischen Manne so sehr die Fassung geraubt hatte.

„Wir sind bestohlen, Herr Bauerband, bestohlen in unerhörter Weise, und ich habe nicht die leiseste Ahnung, wer der Dieb sein könne!"

Das waren die ersten Worte, die stoßweise, in heiserem Tone sich den Lippen des Kassirers entrangen.

Theodor Bauerband legte den Brief, den er eben geöffnet hatte, hin, er dachte nicht mehr daran, ihn zu lesen.

„Wie kann das möglich sein?" fragte er, und

die sonst so unstäten, scheuen Augen blickten starr auf den Kassirer, der noch immer mühsam nach Athem und Fassung rang.

„Unsere feuerfesten Kassenschränke widerstehen wenigstens vierundzwanzig Stunden einem gewaltsamen Einbruche, und die Schlüssel zu denselben sind, denke ich, in Ihren und meinen Händen gut aufgehoben."

„Von einem gewaltsamen Einbruch finde ich keine Spur," erwiderte der Kassirer, „der Dieb muß im Besitz der Schlüssel gewesen sein!"

„Von denen Sie eins, ich das andere Exemplar besitze!"

„Die mir anvertrauten Schlüssel sind nicht aus meinen Händen gekommen," sagte der Kassirer, der in der Bemerkung seines Chefs einen beleidigenden Verdacht zu finden schien. „Ich schloß gestern Abend die Schränke in gewohnter Weise zu und fand heute Morgen, als ich sie öffnen wollte, nichts, was einen Verdacht in mir hätte wecken können. Schon, als ich den ersten Schrank öffnete, glaubte ich die Banknoten nicht in der Ordnung vorzufinden, in der ich sie gestern Abend aufgeschichtet hatte, aber ich schöpfte erst bei der Oeffnung des zweiten Schrankes, in dem die Werthpapiere und Depositen aufbewahrt

werden, Argwohn. Ich vermißte sofort einige Packetchen, nähere Nachforschungen ergaben die Bestätigung meines Argwohns. Wie groß der Verlust ist, weiß ich noch nicht, um ihn zu ermitteln, bedarf es einer genauen Revision der Kasse."

Der Bankier war in seinen Sessel niedergesunken, das krampfhafte Zucken seiner Lippen verrieth, wie gewaltig der Sturm in seinem Innern tobte.

„Haben Sie auf Niemand Verdacht?" fragte er mit bebender Stimme. „Ihr Gehülfe —"

„Für ihn glaube ich bürgen zu können!" unterbrach der Kassirer ihn hastig. „Nein, ich habe keinen Verdacht, es sei denn, daß — — aber das wäre ein entsetzlicher Gedanke, und ich wage nicht, ihn auszusprechen."

Errieth der alte Mann diesen Gedanken?

Er blickte verstohlen, mit furchtsamer Scheu zu dem Diener auf, dessen Treue und Redlichkeit seit einer Reihe von Jahren erprobt waren, dann nickte er leicht, als ob er sagen wolle, es sei besser, wenn dieser entsetzliche Verdacht nicht ausgesprochen werde.

„Wenn Sie die Güte haben wollten, nachzusehen, ob die Schlüssel zu unseren Kassen noch in

Ihrem Besitz sind!" nahm der Kassirer wieder das Wort. „Vielleicht könnten wir dadurch eine Spur entdecken."

Bei den letzten Worten war der alte Buchhalter eingetreten, er wollte sich sofort wieder entfernen, aber der Bankier, der ihn bereits bemerkt hatte, befahl ihm durch einen Wink, zu bleiben.

Theodor Bauerband öffnete durch den Druck auf eine Feder ein verborgenes Gefach in seinem Schreibtische und warf einen Blick hinein. Seine Wangen wurden noch fahler, fest preßten die zuckenden Lippen sich wie in gewaltigem Schmerz aufeinander.

Er schloß das Gefach wieder zu, und ein irrer Blick streifte die beiden Männer, die jede seiner Bewegungen beobachtet hatten.

„Meine Herren, ich hoffe, daß ich mich auf Ihre Verschwiegenheit verlassen kann," sagte er mit mühsam erzwungener Ruhe. „Ich will nicht, daß der Diebstahl bekannt werde, es könnte meinem Credit schaden, wenn man erführe, daß die Depositen in meiner Kasse nicht sicher aufbewahrt sind. Sie, mein Herr, werden sofort eine Revision der Kasse vornehmen und die Höhe des Verlustes feststellen, die entwendeten Depo-

siten müssen heute noch ersetzt werden, ich erwarte nun das Resultat der Revision."

„Der Dieb soll also nicht verfolgt werden?" fragte der Kassirer, der rasch einen bedeutsamen Blick mit dem Buchhalter gewechselt hatte.

„Wissen Sie, wer der Dieb ist?" antwortete der Bankier scharf.

„Nein, aber ich hoffe, die Polizei wird ihn entdecken, wenn wir ihr eine Liste der entwendeten Papiere übergeben —"

„Nicht doch!" fiel Theodor Bauerband ihm rasch in's Wort. „Ich behalte mir die Entscheidung darüber vor und erwarte, daß bis dahin der Vorfall geheim bleibt. Und nun schreiten Sie zur Revision der Kasse, ich erwarte das Resultat mit Ungeduld." Der Kassirer entfernte sich, die unstäten Augen des Bankiers hefteten sich auf den Buchhalter, der mit bekümmerter Miene das graue Haupt schüttelte und nun den Wechsel, den er in der Hand hielt, auf den Schreibtisch legte.

„Was soll das?" fragte der Chef. „Ein Wechsel auf unsere Geschäftsfreunde in Paris an die Ordre des Herrn von Wollheim? Betrag Zehntausend Thaler?"

„Und unterschrieben in Procura von Ihrem

Herrn Sohne," fügte der Buchhalter mit zitternder Stimme hinzu. „In unseren Büchern findet sich keine Notiz über diesen Wechsel."

Das Dokument zitterte in den Händen des Bankiers, als er es umdrehte, um die Rückseite zu betrachten.

„Herr von Wollheim hat ihn girirt an Aaron Meier," sagte er mit wachsender Erregung.

„Und Aaron Meier ist im Bureau, um sich zu erkundigen, ob das Papier gut ist."

Theodor Bauerband sprang von seinem Sitz empor, die Ehre des Bankiers drängte in diesem Augenblick alle anderen Empfindungen in den Hintergrund zurück.

„Wie kann Aaron Meier zweifeln an der Reellität eines Wechsels, der von unserm Hause gezogen ist?" rief er entrüstet. „Avisiren Sie das Pariser Haus, und tragen Sie den Betrag von zehntausend Thalern in das Haben desselben ein. Gehen Sie, geben Sie dem Juden den Wechsel zurück und sagen Sie ihm, er habe durch seine Anfrage die Möglichkeit, je einmal mit uns in geschäftliche Verbindung treten zu können, verscherzt. Wenn Sie ihn abgefertigt haben, kehren Sie zurück, ich habe Manches mit Ihnen zu besprechen."

Der alte Herr legte die Hände auf den Rücken und wanderte rastlos auf und nieder, nur dann und wann inne haltend, um nach Athem zu ringen.

Sein eigenes Kind hatte ihn bestohlen und betrogen, das war ein Schlag, der ihm den Glauben an die Menschheit raubte.

Er hatte seine Fassung noch nicht wieder gefunden, als der Buchhalter zurückkehrte, er versuchte vergeblich, sich gewaltsam zu bezwingen.

Durch eine Handbewegung forderte er den alten Mann auf, Platz zu nehmen, dann setzte er sich ihm gegenüber.

„Sie haben oft mit dem Schicksal gehadert, daß es Ihnen das Glück am eigenen häuslichen Heerde vorenthalten hat," sagte er mit bebender Stimme, „wahrlich Sie hatten keine Ursache dazu. Fragen Sie mich, was ich an meinem häuslichen Heerde gefunden habe, so kann ich Ihnen nur erwidern, es sei wenig Freude, aber desto mehr Verdruß, Kummer und Sorge gewesen. Vielleicht trifft das Alles mich nicht unverschuldet, ja, vielleicht harren meiner noch andere schwerere Schicksalsschläge, von denen ich gegenwärtig noch keine Ahnung habe. Mit Ihnen, dem treuen Freunde, darf ich darüber reden, vor Ihnen darf

ich mein schwer beladenes Herz ausschütten, ich weiß ja., daß ich mir dadurch in Ihren Augen nichts vergebe, daß Sie mit mir fühlen und mir beistehen werden in jeder Trübsal und Gefahr."

Er strich mit seiner hagern Hand über die hohe Stirne und seufzte tief auf, wie Einer, der eine Last trägt, die ihn zu erdrücken droht.

„Ich glaube, daß ich nicht nöthig habe, Ihnen zu sagen, wie die Dinge liegen," fuhr er fort. „Mein Sohn hat im vergangenen Winter namhafte Summen vergeudet, die er hinter meinem Rücken aus der Geschäftskasse nahm, er hat sie verschwendet an ein Frauenzimmer, welches durch äußere Reize ihn zu bethören wußte und den Neuling am Gängelbande hielt, bis sie selbst seiner müde war. Ich verschmerzte das, als ich vernahm, daß er mit ihr gebrochen hatte, aber in derselben Stunde mußte ich erfahren, daß er sich heimlich mit einem Mädchen verlobt hatte, welches — jenun, gegen das Mädchen selbst habe ich nichts, aber sie ist die Tochter eines Mannes, der mit glühendem Haß mich verfolgt, eines Mannes, der noch vor wenigen Tagen, entehrender Verbrechen angeklagt, im Gefängniß saß."

„Ihres Bruders!" warf der Buchhalter mit herzlicher Theilnahme ein, und aus seinen treuen Augen traf ein bekümmerter Blick das fahle Antlitz des schwer geprüften Vaters.

„Ja, meines Bruders Hugo," sagte der Bankier, das Haupt trotzig zurückwerfend. „Niemals würde ich zu dieser Verbindung meine Zustimmung geben! Ich will, daß meine Firma mich überlebt, daß noch die späteren Generationen meiner, als des Gründers dieser Firma, mit Stolz gedenken! Nach meinem Tode wird meine Hinterlassenschaft getheilt, Eleonore erhält die Hälfte, mit der andern Hälfte muß Hermann das Geschäft fortsetzen. Seine Fonds sind geschwächt, mein Tod kann plötzlich, zu einer Zeit eintreten, in der die Interessen des Geschäfts eher eine Vermehrung, als eine Verminderung des Capitals erfordern. Ist es im Hinblick auf alle diese Möglichkeiten nicht durchaus nothwendig, daß Hermann bei der Wahl seiner Gattin auf eine reiche Mitgift sieht?"

„Im Interesse des Geschäfts wäre das allerdings wünschenswerth."

„Gewiß, und schon deshalb, von allen anderen Gründen abgesehen, kann ich in diese Verlobung nicht einwilligen. Um ihn ganz frei zu

machen, habe ich ihn nach Paris geschickt, er ist gestern Abend mit dem Schnellzuge abgereist, und ich glaubte nun, mich beruhigen zu dürfen, zumal er mir auf Ehrenwort versprach, nun einen soliden Lebenswandel beginnen zu wollen."

Der Buchhalter schüttelte zweifelnd das Haupt, als wolle er andeuten, er glaube nicht an die Aufrichtigkeit dieses Versprechens, und Theodor Bauerband verstand ihn, der schmerzliche Zug, der seine Lippen umzuckte, bewies es.

„Ich glaubte dies," fuhr er fort, „und schon heute muß ich entdecken, daß er als Dieb von mir geschieden ist."

„Verzeihen Sie, so lange Sie nicht die Gewißheit haben, daß diese schwere Anklage begründet ist —"

„Ich habe sie!" unterbrach der Bankier ihn wild. „Ich kann nicht mehr zweifeln, so gerne ich es auch möchte! „Ich besitze die Schlüssel zu meinen Kassenschränken in zwei Exemplaren, eins hat unser Kassirer, das andere bewahre ich in einem verborgenen Gefach meines Schreibtisches. Außer meinem Sohne kennt dieses Gefach Niemand, außer ihm weiß Niemand, wie es geöffnet werden kann, und wo ich jene Schlüssel aufbewahre. Ich erinnere mich deutlich, die

Schlüssel gestern Morgen noch gesehen zu haben, jetzt sind sie verschwunden, ich erinnere mich ferner, daß Hermann gestern Abend nach Geschäftsschluß noch einmal hinunter in's Cabinet ging, unter dem Vorwande, er müsse die Papiere in seinem Pult noch ordnen. Er blieb lange unten, so lange, daß er Zeit genug hatte, die Kasse zu öffnen und die Papiere sich anzueignen. Nun kommt der Wechsel auf Paris hinzu, er hat mit ihm eine Schuld gedeckt, und ich vermuthe, daß es eine Spielschuld ist."

„Knüpfen sich nicht noch andere Vermuthungen an diesen Wechsel?" fragte der alte Mann leise. „Liegt nicht die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit nahe, daß Herr von Wollheim Ihren Sohn genöthigt hat, ihm diesen Wechsel zu geben, nachdem er einsah, daß er auf baares Geld nicht rechnen durfte? Muß man nicht die Frage aufwerfen, wie es gekommen ist, daß Herr von Wollheim eine so hohe Summe an Ihrem Sohne zu fordern hatte?"

„Eine Spielschuld —"

„Ah, dann ist Herr von Wollheim ein Hazardspieler, und wir hätten besser gethan, ihm keinen Credit einzuräumen."

Der Bankier fühlte den Vorwurf, der in die-

ser Bemerkung lag, eine brennende Röthe übergoß sein vorhin noch so fahles Gesicht.

„Herr von Wollheim ist kein Schwindler,“ sagte er entrüstet. „Wenn mir auch die Art und Weise, in der er die Verbindung mit uns abgebrochen hat, nicht gefällt, so glaube ich doch, ihn gegen diesen Argwohn in Schutz nehmen zu müssen.“

„Gebe der Himmel, daß diese Zuversicht Sie nicht trügt!“

Theodor Bauerband blickte betroffen auf, in dem Tone, den der alte Mann jetzt anschlug, lag etwas, was ihm trotz seiner Zuversicht Angst und Besorgniß einflößte.

„Ah bah,“ sagte er, als ob er das Bedürfniß fühle, sich selbst zu beruhigen, „die Wechsel Wollheim's sind gut, nicht einer von allen ist mit Protest zurückgekommen. Und es sind, seitdem wir die Verbindung mit ihm anknüpften, bedeutende Summen durch unsere Hände gelaufen.“

„Sehr wohl, aber die Höhe dieser Summen hat sich von Monat zu Monat gesteigert, und wir haben nie eine andere Deckung, als Wechsel auf London, Paris und Wien erhalten.“

„Die stets prompt honorirt wurden!“

„Vielleicht mit dem Gelde, welches er den Bezogenen von hier aus einsandte.“

„Mein lieber, guter Freund, Sie sehen da zu schwarz! Lassen Sie diesen Verdacht fallen.“

„Ich kann es nicht, ich habe die Bücher zu Rathe gezogen und gefunden, daß wir stets vor dem Verfall der alten Wechsel neue erhielten, daß Herr von Wollheim sofort bei Uebergabe der Wechsel die Beträge derselben erhob, und die Höhe der Summe von Monat zu Monat stieg. Augenblicklich sind Wechsel von ihm im Betrage von sechszigtausend Thalern im Umlauf, und ich fürchte sehr, daß später sich eine noch höhere Summe herausstellen wird.“

Von wachsender Unruhe getrieben, schritt der Bankier wieder auf und nieder, er konnte und wollte nicht glauben, daß die Befürchtungen seines Buchhalters begründet seien, aber es war ihm auch nicht möglich, den eigenen Befürchtungen zu gebieten.

Die Ahnung, daß dieser Rittergutsbesitzer ein Betrüger und Abenteurer sei, drängte sich ihm mit unwiderstehlicher Gewalt auf, es nutzte ihm nichts, daß er versuchte, sie zurückzudrängen, sie kehrte immer wieder zurück und gewann immer festeren Boden.

„Wir haben Sicherheit in unseren Hypotheken,“ sagte er mit gepreßter Stimme, und als der Buchhalter auch jetzt wieder zweifelnd das graue Haupt schüttelte, konnte Theodor Bauerband seiner Angst nicht mehr gebieten.

„Sie wissen mehr!“ rief er, zitternd vor Erregung. „Lampe, Sie verheimlichen mir etwas! So reden Sie doch; wenn wir vor einem Sturm stehen, so müssen wir suchen, uns gegen ihn zu verbarrikadiren.“

„Aaron Meier sagte mir, weshalb er Zweifel hegte,“ erwiderte der alte Mann, noch immer zurückhaltend.

„Ah — er hatte besondere Gründe?“

„Ja.“

„Werde ich dieselben nicht erfahren?“ fragte der Bankier ungeduldig.

Der Buchhalter sah seinen Chef an, als ob er ihn um Verzeihung bitten wolle für die Hiobspost, deren Ueberbringer er war.

„Aaron Meier besitzt außer dem Wechsel, den er uns vorzeigte, noch zwei andere im Betrage von zwanzigtausend Thalern auf Paris und London. Herr von Wollheim hat diese Wechsel an unsere Ordre ausgestellt, Ihr Herr Sohn hat sie in Procura girirt und bei Aaron Meier discontirt.‘

Theodor Bauerband war vor dem alten Manne stehen geblieben, jedes Wort, welches der Buchhalter sprach, schien sein Herz zu treffen, wie ein Dolchstich.

Er griff mit den Händen in sein Haar und wühlte darin herum wie ein Irrsinniger, während seine unstäten Augen rastlos von einem Gegenstande zum andern schweiften.

„Zwanzigtausend Thaler!“ sagte er mit heiserer Stimme. „Wenn Wollheim ein Schwindler ist, dann sind wir ruinirt! Lampe, alter Freund, denken Sie für mich, strengen Sie Ihren Kopf an, retten Sie mich vor der Schande und der Verzweiflung.“

Stöhnend sank der Bankier in einen Sessel, die Möglichkeit des Bankerotts tauchte als drohendes Gespenst vor ihm auf, kein anderes hätte erscheinen können, was ihm so fürchterlich gewesen wäre.

„O, dieser Wollheim!“ ächzte er. „Verflucht sei die Stunde, in der er meine Schwelle überschritt! Er hat mich ruinirt und meinen Sohn verführt, er — — Lampe, Sie müssen hin, eilen Sie zu ihm, fordern Sie Rechenschaft, Aufklärung, drohen Sie mit dem Gericht — — nein, bleiben Sie, wir haben ja noch keinen triftigen

Grund, ihm zu drohen, und wer weiß, die Wechsel werden vielleicht honorirt, dann hätten wir uns blamirt."

Der Buchhalter war bei dem Paroxysmus seines Chefs aufgestanden und ihm näher getreten, er stand neben dem Sessel und sah mit innigem Mitleid auf den gebrochenen alten Mann hinunter, der trotz seines Reichthums und seiner angesehenen Stellung sich nicht glücklich preisen durfte.

„Wenn wir auf telegraphischem Wege in Paris und London Erkundigungen einzögen?" sagte er fragend.

„Ja, thun Sie das!" rief Bauerband, der nach jedem Strohhalme griff. „Thun Sie's sofort, wir werden dann Gewißheit erhalten! Ah — Wollheim wollte ja heute Morgen abreisen, er wird schon fort sein, dann ist Alles verloren."

„Wir erkennen die Wechsel nicht an —"

„Wie? Was war das?" fuhr der Bankier auf, und ein zornflammender Blick traf den Rathgeber. „Hat mein Sohn nicht die Procura? Soll ich ihn bloßstellen, ihn als einen Fälscher und Verschwender bezeichnen? Lampe, das war kein guter Rath, kein Rath, der auf die Ehre unseres Hauses Bedacht nimmt! Würde nicht

unser Credit erschüttert werden? Bin ich nicht gesetzlich verpflichtet, die Unterschriften meines Sohnes, dem ich selbst die Procura anvertraut habe, anzuerkennen? Nein, wenn diese Unterschrift echt ist, dann müssen wir die Wechsel honoriren, selbst in dem Falle, daß — — sehen Sie zu, wer draußen ist, ich bin nicht in der Verfassung, Besuch zu empfangen."

Zum zweiten Male wurde angepocht, der Buchhalter öffnete die Thüre, und Theodor Bauerband erkannte an der Stimme desjenigen, der draußen stand, augenblicklich den Referendar Beier.

Er erinnerte sich des Dienstes, den dieser junge Mann ihm geleistet hatte, und des Mißtrauens, welches der Referendar bei dieser Gelegenheit äußerte, aber dies Alles würde ihn nicht bewogen haben, den Besuch zu empfangen, wenn der junge Herr nicht vernehmlich gesagt hätte, er müsse mit dem Chef der Firma reden, dem er wichtige Mittheilungen über den Rittergutsbesitzer von Wollheim zu machen habe.

„Treten Sie ein, Herr Referendar!" rief der Bankier hastig. „Für Sie bin ich natürlich zu Hause. Bitte, nehmen Sie Platz. Womit kann ich aufwarten? Herr Lampe, einen Sessel für den Herrn Referendar, wenn ich bitten darf."

In jedem Wort, jedem Blick, jeder Bewegung Bauerband's documentirte sich die gewaltige Erregung, die in seinem Innern tobte, der Referendar verstand die Bedeutung des bittenden Blicks, den der Buchhalter ihm zuwarf, aber er schüttelte als Erwiderung darauf den Kopf, als ob er sagen wolle, er bedauere recht sehr, daß er den alten Mann nicht schonen könne, er müsse ihm reinen Wein einschenken.

„Welche Nachrichten bringen Sie mir?" fragte Theodor Bauerband mit Fieberhast, nachdem der junge Mann sich niedergelassen hatte.

„Schlechte, sehr schlechte —"

„Wollheim ist ein Lump?"

„Mehr als das, er ist ein Verbrecher."

„Lampe, dann —"

„Noch ist nichts verloren, Herr Bauerband," schnitt der Buchhalter seinem Herrn das Wort ab, offenbar nur in der Absicht, einem Geständniß vorzubeugen, welches der stolze Bankier im Augenblick darauf schon bitter bereut haben würde. „Hoffentlich kann der Herr Referendar Beweise anführen."

„Allerdings," sagte Wilhelm, der die Blicke Beider mit fieberhafter Spannung auf sich gerichtet sah. „Dieser angebliche Rittergutsbesitzer

Ernst von Wollheim ist laut den Acten, die uns gestern Abend eingeschickt wurden, ein ehemaliger Lehrer, Offizier oder Agent Ernst Weller, der seit früher Jugend das Leben eines Abenteurers geführt und die mannigfaltigsten Wandlungen durchgemacht hat. Dieser Mensch ist mehrmals bestraft worden, aber nie hat ihn eine schwere Strafe getroffen, weil er mit vielem Geschick und großer Schlauheit —"

„Herr des Himmels, das ist eine Blamage, die mir zeitlebens ankleben wird!" rief der Bankier, von seinem Sitz aufspringend. „Und das hat die Polizei erst jetzt erfahren, nachdem dieser erbärmliche Schwindler wenigstens sechs oder acht Monate lang hier wohnt? Ein solcher Mensch muß unabläßig von der hohen Obrigkeit überwacht und beobachtet werden, und dieser Bursche hat hier ein Leben in Saus und Braus geführt, die Rolle eines vornehmen Herrn gespielt und die Leute betrogen!"

Der Referendar zuckte die Achseln, aber er warf doch einen ernsten, warnenden Blick auf den erregten Mann, der ihn darauf aufmerksam machen sollte, daß er nicht berechtigt sei, der Obrigkeit einen Vorwurf zu machen.

Er erwiderte ihm, man habe im Anfange

keine Gründe gehabt, in irgend einer Beziehung Verdacht gegen den Edelmann zu hegen, der Argwohn sei erst später aufgetaucht, theils in Folge der bedeutenden Güter-Ankäufe Wollheim's, und zum andern Theil durch die Entdeckung, daß der Rittergutsbesitzer mit dem ziemlich verdächtigen Fräulein Wilde in enger Verbindung gestanden habe. Man habe daraufhin die Fühlhörner nach allen Richtungen ausgeschickt und sei erst gestern Abend in den Besitz der unumgänglich nöthigen Beweise gekommen. Aus diesen Beweisstücken nun habe man die ganze Vergangenheit der beiden Personen ersehen und sofort Haftbefehle gegen sie ausgefertigt. Fräulein Fanny Wilde, alias Katharina Weller, die Schwester des Abenteurers, sei bereits verhaftet, der Schwindler hingegen entkommen und spurlos verschwunden.

Der Bankier rang die Hände und zerraufte sein Haar, er hatte die Fassung so vollständig verloren, daß der Buchhalter, der ihn nie in einer so verzweifelten Stimmung gesehen hatte, schon einen Irrsinnigen in ihm erblicken wollte. Und in dieser Verzweiflung entfuhren ihm, ohne daß er es wußte, Aeußerungen, die den jungen Mann so gründlich in die Sachlage einweihten, daß es keiner weiteren Enthüllungen bedurfte.

Lampe mußte die Bücher holen, Bauerband zog sein Geheimbuch zu Rathe und rechnete, und das Facit seiner Rechnung war so niederdrückend, daß er das sorgenschwere Haupt auf die Hände stützte und so lange, in Brüten versunken, den glühenden Blick starr auf die Zahlenreihe geheftet, schweigend vor seinen Büchern sitzen blieb.

„Sechzigtausend Thaler in Wechsel, sagte er dumpf, mit einem irren Blick auf den alten Buchhalter, der mit bekümmerter Miene nickte, „Aaron Meier dreißigtausend, macht neunzigtausend. Wir haben außerdem gekauft Immobilien für dreimalhunderttausend Thaler und darauf achtzigtausend Thaler abgetragen, werden diese Ländereien subhastirt, so verlieren wir das ganze Capital. Sodann müssen wir noch Kaufschillinge zahlen im Betrage von neunzigtausend Thalern für andere Ländereien, die noch nicht definitiv in unsern Besitz übergegangen sind."

„Mein Gott, das sind ja enorme Summen!" rief der Referendar bestürzt.

Theodor Bauerband erhob hastig das Haupt, es schien ihn sehr zu überraschen, daß der junge Mann noch anwesend war.

„Ah — Sie wissen es nun auch," sagte er,

„Hm, Sie sind ein Mann von Ehre und werden schweigen.“

„Nicht allein das, ich werde Ihnen beistehen mit Rath und That, wie und wo ich es nur vermag,“ erwiderte Wilhelm mit Wärme.

Der Bankier schien diese Worte nicht vernommen zu haben, sein Blick schweifte forschend über die Zahlenreihe.

„Und wer weiß, welche Verpflichtungen Hermann außerdem übernommen hat!“ sagte er heiser. „In den Händen dieses Schwindlers war er weiches Wachs, er ist verführt worden.“

„Doch wohl nicht so ganz,“ antwortete Wilhelm. „Selbst auf die Gefahr hin, Ihre Sorgen und Ihren Kummer zu vermehren, kann ich Ihnen nicht verschweigen, daß der junge Herr in dem vergangenen Winter eine sehr ausschweifende Lebensweise geführt hat. — Bitte, lassen Sie mich ausreden,“ wandte er sich zu dem Buchhalter, der ihn unterbrechen wollte, „es ist durchaus nöthig, daß Herr Bauerband die Situation klar überschaut. Seit mehreren Tagen ist die schöne Tochter des Malers verschwunden, man beschuldigt Hermann der Entführung dieses Mädchens —“

„Das ist eine Beschuldigung, die der Haß

meines Bruders erfunden hat!" fuhr der Bankier entrüstet auf.

„Keineswegs, man hat Aufschlüsse erhalten, welche diese Beschuldigung unterstützen. Hermann hat eine Bundesgenossin gefunden in einem alten Weibe, welches das Vertrauen Röschen's besaß, dieses Weib wurde der Theilnahme überführt, aus Wuth darüber lockte sie den Knaben, der sie verrieth, sammt dem Maler auf den Speicher unseres Hauses, dann zündete sie das Haus an. Das Weib ist verhaftet, der Knabe im Rauch erstickt, der Maler liegt im Hause seines Bruders zwischen Leben und Sterben."

„Ah — so bin ich wenigstens für die nächste Zeit vor seinem Haß sicher," sagte Bauerband, den diese Botschaft zu erleichtern schien. „Aber ich wiederhole Ihnen, die Anklage gegen meinen Sohn ist nichts weiter als eine elende Verleumdung!"

„Nun, das wird sich ja herausstellen," antwortete der Referendar, „Ihr Neffe Konrad ist mit Ihrem Herrn Sohn zugleich abgereist, er wird ihn hoffentlich nicht mehr aus den Augen verlieren, bis er das Prinzeßchen gefunden hat."

Der ernste, eindringliche Ton, den der junge Mann anschlug, blieb nicht ohne Eindruck auf

den Bankier, der sich jetzt wieder der Beraubung seiner Kasse erinnerte, an die er seit den Enthüllungen über Wollheim nicht mehr gedacht hatte.

„Sie werden schwerlich wissen, wohin Ihr Sohn gereist ist?" fragte Wilhelm nach einer Pause.

„Nach Paris!"

„Bewahre, er kann jetzt schon in Hamburg angekommen sein."

„Herr Referendar, ich weiß zu genau, daß das Ziel seiner Reise Paris ist," erwiderte Bauerband, dem es endlich gelungen war, eine mühsam errungene Fassung zu gewinnen.

„So sagte er Ihnen."

„Er hat nur an Pariser Häuser Empfehlungsbriefe."

„Mag sein, mein Vater aber hat auf dem Bahnhofe Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß der junge Herr sein Gepäck nach Hamburg einschreiben ließ. Die Sache ist noch nicht ganz klar, wir müssen uns vorläufig auf Vermuthungen beschränken und uns mit der Hoffnung beruhigen, daß Konrad seinen Gegner in Hamburg scharf beobachten wird. Vielleicht erhalten wir morgen schon Briefe, die uns nähere

Aufschlüsse geben. Sie könnten mich fragen, weshalb ich mich so sehr für diese Angelegenheit interessire, ich wüßte Ihnen darauf nur zu antworten, daß mein Vater —"

„Ich weiß das und kann es mir erklären," unterbrach der Bankier ihn, der in Nachdenken vor sich hin starrte. „Wenn Sie Recht hätten! Herr Lampe, wollen Sie nicht die Güte haben, im Kassazimmer nachzusehen? Vielleicht hat der Kassirer die Revision beendet. Ich bitte Sie, ihm zu sagen, er möge sich beeilen, denn ich warte mit Ungeduld auf das Resultat."

Der Buchhalter wiegte noch immer mit dem theilnehmenden, bekümmerten Ausdruck in den ehrlichen Zügen das weiße Haupt und ging hinaus, und kaum sah Theodor Bauerband sich mit dem jungen Manne allein, den er schon seit einer geraumen Weile forschend und unverwandt angeschaut hatte, als er mit leidenschaftlicher Heftigkeit die Hand desselben ergriff und mit gedämpfter Stimme sagte:

„Herr Referendar, Sie haben mir und meiner Tochter bereits einen Dienst erwiesen, der uns für die ganze Dauer unseres Lebens Ihnen verpflichtet, Sie sind bei seiner Gelegenheit in den Besitz eines Geheimnisses gekommen, dessen

Veröffentlichung mich und meine Familie dem Hohn der öffentlichen Meinung preisgeben würde. Sie waren der Erste, der mich vor Wollheim warnte, und ich begreife nun, weshalb Sie die Gründe Ihrer Warnung mir nicht nennen durften, Sie haben meinen Sohn durchschaut, ehe ich einen Blick hinter seine Maske werfen konnte, und Sie sehen nun einen Mann vor sich, der binnen wenigen Tagen nur noch ein Schatten von dem sein wird, was er gegenwärtig ist. Nein, nein, unterbrechen Sie mich nicht, Sie würden vergeblich nach Worten suchen, die mich trösten und beruhigen könnten, ich sehe die schwarzen Wolken am Horizont emporsteigen, ich weiß, daß aus ihrem Schooße mich der Blitz vernichtend treffen und zerschmettern wird. Ich will denken, die Vorsehung habe Sie mir geschickt, damit ich in diesen schweren Tagen wenigstens einen thatkräftigen Freund zur Seite habe, ich will Ihrer Ehre vertrauen und meine Ehre ganz in Ihre Hände legen. Ich bin ruinirt, die Wechsel Wollheim's werden mit Protest zurückkommen, man wird mich drängen, die Kaufschillinge zu zahlen, und wie es in solchen Fällen immer geht, mich bestürmen mit Mahnungen, Drohungen und gerichtlichen Klagen. Ich werde

mich genöthigt sehen, meine Zahlungen einzustellen, und von der Zahlungseinstellung bis zum Bankerott ist nur ein kleiner Schritt.

„Das wolle der Himmel verhüten!"

„Ja, mein Freund, aber heutzutage geschehen keine Wunder mehr, und Sie werden begreifen, daß die sich überstürzenden Ereignisse der jüngsten Zeit mich schwach und muthlos gemacht haben. Mein Buchhalter ist ein alter Mann, er wird den Kopf verlieren, wenn er vor der Katastrophe steht, und auf meine übrigen Leute kann ich mich nicht verlassen. Ich muß Ihnen ein schmerzliches Geständniß machen, ich hoffe, Sie werden es aufnehmen mit der Pietät, welche die Jugend dem Alter schuldet, ich hoffe ferner, Sie werden Ihr Wort einlösen und, wie Sie es versprochen haben, mir mit Rath und That beistehen."

„Darauf dürfen Sie sich fest verlassen!"

„Ich danke Ihnen für dieses Zugeständniß. Mein Sohn hat vor seiner Abreise Werthpapiere mitgenommen, die nicht mein Eigenthum sind, er hat außerdem zu Gunsten Wollheim's Wechsel, die auf bedeutende Summen lauten, ausgestellt und girirt, und die Ehre meines Hauses fordert, daß ich seine Unterschrift anerkenne. Wollheim

ist, wie Sie sagen, spurlos verschwunden, gelingt es der Polizei, ihn zu verhaften, so findet möglicherweise noch eine bedeutende Summe sich in seinem Besitz, die ich natürlich als mein Eigenthum reclamiren würde, aber es wäre Thorheit, wollte ich auf diesen Glücksfall meine Hoffnung bauen, Wollheim hat jedenfalls Maßregeln getroffen, die alle Nachforschungen der Polizei wenigstens für die erste Zeit zu nichte machen. Glauben Sie das nicht auch?"

„Leider muß ich es glauben," sagte der Referendar, den die Mittheilungen, welche der Bankier in fliegender Hast ihm machte, bestürzten und verwirrten, „die Erfahrung lehrt, daß diese Befürchtung nur zu sehr begründet ist."

„Gewiß, also ist diese Hoffnung eine Thorheit," fuhr der alte Herr seufzend fort, „aber es wäre nicht unmöglich, Hermann einzuholen, ihm die Werthpapiere abzujagen und von ihm Aufschlüsse über alle Verbindlichkeiten zu verlangen, die er Wollheim gegenüber eingegangen ist. Dadurch würde wenigstens etwas gerettet, und ich erhielte einen klaren, bestimmten Einblick in meine finanzielle Lage. Wen aber soll ich ihm nachschicken? Gehe ich selbst, so wird man hier sagen, ich habe mich den Verpflichtun-

gen gegen meine Gläubiger durch die Flucht entzogen. Meinen Buchhalter kann ich nicht schicken, ich bedarf seiner Dienste hier zu sehr, und überdies ist er ein alter Mann, der keine Thatkraft mehr besitzt. Außer ihm und mir kennen Sie allein das Geheimniß, es widerstrebt mir, andere Personen darin einzuweihen, und zu einer gerichtlichen Verfolgung meines Sohnes kann ich mich unter keinen Umständen entschließen. Wie sehr er auch an mir gesündigt haben mag, könnte ich es doch nicht über mich gewinnen, ihn dem Gericht zur Bestrafung zu überliefern. Mag er sich mit seinem Gewissen abfinden, so gut er kann; ich will die Hoffnung nicht verlieren, daß es auch für ihn auf der Bahn, die er eingeschlagen hat, eine Umkehr geben wird."

Er schwieg und holte tief Athem, dann trocknete er mit dem Batisttuche die Stirne, von der die hellen Schweißtropfen niederrannen.

Wilhelm wußte, welche Antwort der alte Herr erwartete, er dachte an Eleonore, er blickte im Geiste in ihre schönen Augen, die ihn so ganz bezaubert hatten, und sein Entschluß war unter dem Einfluß dieses Zaubers rasch gefaßt.

„Ich habe Ihnen meine Hülfe zugesagt,"

versetzte er, „dem Mann von Ehre ist das verpfändete Wort heilig.“

Der Bankier nickte befriedigt.

„Sie wären also bereit, die Mission zu übernehmen?“ fragte er.

„Ohne Bedenken und Zögern.“

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Aber werden Sie so rasch Urlaub erhalten?“

„Der Herr Gerichtsrath wird ihn mir um so weniger verweigern, weil ich ja ohnedies in den ersten Tagen ausscheide. Man hat mir nach glücklich bestandenem Examen eine Advocatur zugesichert, und da ich selbst Vermögen besitze, so darf ich mit ruhigem Vertrauen in die Zukunft blicken.“

Der junge Herr dachte, als er dies sagte, wieder an Eleonore, aber Theodor Bauerband hatte von diesen Gedanken keine Ahnung.

„So könnten Sie also heute Abend abreisen?“ fragte er.

„Ich bin bereit!“

„Wenn ich nur wüßte, wie ich Ihnen dafür danken könnte!“

„Halten Sie mich für so eigennützig, daß Sie glauben, ich rechne auf Dank?“ fragte der Referendar vorwurfsvoll.

„Nein, mein lieber, junger Freund,“ erwiderte der Bankier rasch, indem er seine Hand auf den Arm Wilhelm's legte und ihm voll in's Auge schaute. „Aber wenn es mir nicht vergönnt ist, Ihnen meinen Dank zu beweisen, so wird vielleicht Eleonore diese heilige Pflicht erfüllen.“

Dem jungen Manne schoß das Blut in die Wangen, verwirrt schlug er die Augen nieder, darauf, daß der Bankier in seiner Seele lesen könne, hatte er sich nicht vorbereitet.

Vielleicht lag es nicht einmal in der Absicht Bauerband's, durch diese Bemerkung dem Referendar Hoffnungen einzuflößen, vielleicht ahnte er auch jetzt noch nicht, welche kühne Hoffnung den jungen Mann beseelte, so oft er den Blick in die Ferne richtete, um dort das strahlende Ziel zu suchen, nach welchem er strebte.

Er verfolgte dieses Thema nicht weiter, die Verlegenheit Wilhelm's schien ihm vollständig zu entgehen.

„Ich werde Sie mit der nöthigen Vollmacht ausrüsten,“ fuhr er fort, „ich werde Ihnen ferner ein Verzeichniß der vermißten Werthpapiere geben. Sobald Sie meinen Sohn gefunden haben, lassen Sie nicht von ihm ab, bis er Ihre Forderung erfüllt hat. Drohen Sie ihm mit Ver=

haftung, lassen Sie kein Mittel unversucht, durch welches Sie Ihren Zweck erreichen können, sagen Sie ihm, ich fluche ihm nicht, so großes Herzeleid er mir auch angethan habe, aber ich nähme die Hoffnung mit in's Grab, daß er seine Vergehen bereuen und sich bessern werde."

„Und wenn er trotz alledem meinem Verlangen nicht nachgiebt?" fragte Wilhelm.

„Dann lassen Sie ihn, dann ist er verloren, und die härteste Strafe würde ihn nicht mehr bessern. Nein, ich will nicht, daß er von Gensd'armen gleich einem Verbrecher, der er allerdings ist, zurückgebracht wird, das würde die Schande nur vermehren, die ohnehin meinen Namen beflecken wird. Verrathen Sie Niemandem den Zweck Ihrer Reise, auch Ihrem Vater nicht, ich möchte nicht gerne, daß mein Bruder Mathias die Schande meines Kindes erführe."

Er bedeckte das Antlitz mit den Händen und stöhnte laut; erschüttert, wagte Wilhelm nicht, das Schweigen zu unterbrechen, er fühlte, daß es für diesen gewaltigen Schmerz keinen Trost gab.

Und dennoch glaubte er einen schwachen Trost gefunden zu haben.

„Meister Mathias Bauerband ist nicht minder hart geschlagen, wie Sie," sagte er nach einer

geraumen Weile leise, „sein Sohn Rudolf hat sich in der vergangenen Nacht der Verhaftung durch Selbstmord entzogen.“

Der alte Mann blickte auf, der Schmerz, der in seinem Innern wüthete, verzerrte seine Züge.

„Er wurde von der Schwester Wollheim's des Mordes beschuldigt,“ fuhr der Referendar fort, „des Mordes, dessen Ihr Bruder Hugo angeklagt war.“

„Er ist todt,“ sagte der Bankier, das Haupt wiegend; „den Todten kann man vergeben, man vergißt die Vergehen dessen, der unter dem Rasen ruht. Gehen Sie, mein Freund, ich werde Ihnen die Schriftstücke, deren Sie zur Reise bedürfen, im Laufe des Tages schicken; reisen Sie mit Gott, mein Segen begleitet Sie. Sobald Sie meinen Sohn angetroffen haben, telegraphiren Sie mir, es wird mich beruhigen, wenn ich die Gewißheit erhalte, daß Ihre Reise nicht ganz vergeblich war. Er muß ja meine Forderung erfüllen, es muß ihm doch etwas an der Verzeihung seines Vaters liegen.“

Wilhelm hatte sich erhoben, der alte Herr reichte ihm die Hand und blickte ihn flehend an, wie ein hülfloses Kind, welches um Schutz bittet.

„Ich werde Alles thun, was in meinen Kräf-

ten steht," erwiderte der Referendar, „verlassen Sie sich fest darauf. Aber Sie stehen hier so allein, Sie werden erliegen unter der Last der Sorgen und des Kummers, wenn Sie nicht ein Menschenherz finden, welches Ihnen diese Last tragen hilft. Lassen Sie Ihre Fräulein Tochter zurückkommen, Herr Bauerband, Sie werden an ihr eine starke Stütze finden."

„Glauben Sie das wirklich?" fragte der Bankier zweifelnd. „Sie ist erzogen im Ueberfluß —"

„Zweifeln Sie nicht daran, Eleonore hat ein edles, muthiges Herz, Sie wird Ihnen helfen, diese Last zu tragen. Gewiß, sie wird es thun, schreiben Sie ihr, die Liebe und Theilnahme dieses Kindes werden Sie ermuthigen!"

Er drückte dem alten Herrn noch einmal die Hand, dann ging er langsam hinaus, mit dem festen Entschluß, sich des Vertrauens würdig zu zeigen, welches der Bankier in ihn setzte, und nicht zu ruhen, keine Mühe und kein Opfer zu scheuen, bis er Hermann gefunden und den Raub ihm entrissen hatte.

Auf diesem Wege hoffte er das Ziel seiner Wünsche und Träume zu erreichen, das schöne, beglückende Ziel, welches in den jüngsten Tagen so rasch und plötzlich ihm nahe gerückt war.

Welche Wendung auch die gegenwärtigen Verhältnisse nehmen mochten, Theodor Bauerband konnte dem Manne, der so viel für ihn gethan, ihm eine so uneigennützige, opferwillige Freundschaft bewiesen hatte, die Hand seiner Tochter nicht mehr verweigern, wenn er sich nicht des schnödesten Undanks schuldig machen wollte. Und Eleonore?

Der junge Mann schaute in die unergründlichen Tiefen ihrer großen, schönen Augen und versank in süße Träume, die auch den letzten Zweifel, ob er je das ersehnte Ziel erreichen werde, beseitigten.

Sechstes Kapitel.

Als der Schnellzug, der Hermann nach Hamburg brachte, das Ziel seiner Fahrt erreichte, wählte Konrad auf dem Perron einen Stand, von dem aus er die Reisenden beobachten konnte.

Er sah seinen Vetter aussteigen und in das Gepäckzimmer treten; jetzt galt es, ihm auf den Fersen zu bleiben und ihn nicht aus den Augen zu verlieren.

In seiner offenen, ehrlichen Denkweise bedachte er nicht, wie scharf das böse Gewissen beobachtet, und zu welchen verzweifelnden Mitteln es greift, um der drohenden Gefahr zu entgehen.

Er bemerkte wohl, daß der Blick Hermann's, als er über die Anwesenden schweifte, auch ihn flüchtig streifte, aber er hegte die feste Ueberzeugung, daß sein Vetter ihn nicht erkannt habe, hatte doch in dem fahlen Gesicht des jungen

Mannes kein Zug Ueberraschung oder gar Bestürzung verrathen.

Daß Hermann sich so sehr beherrschen und seine Bestürzung hinter der Maske eines kalten Gleichmuths verbergen könne, glaubte er nicht, die Maske täuschte ihn vollständig.

Er trat hinter die Thüre des Gepäck-Bureaus, hier entzog ihn das Gedränge der Reisenden dem Blick seines Gegners. Aber dieses Gedränge hinderte mitunter auch ihn, Hermann zu beobachten, und als er nach einem solchen Augenblicke wieder hinsah, bemerkte er mit Schrecken, daß der junge Herr sich nicht mehr in dem Raume befand.

Bestürzt drängte er sich durch die Menge, er athmete wieder auf, als er die ihm wohlbekannten Reisekoffer unter dem andern Gepäck bemerkte.

Diese Entdeckung beruhigte ihn, er beschloß die Rückkehr Hermann's zu erwarten, die nach seiner Ansicht bald erfolgen mußte.

Aber während Konrad die Aus- und Eingehenden beobachtete und in jedem Augenblick seinen Gegner in der Menge zu entdecken glaubte, saß Hermann bereits in einem Omnibus und lächelte höhnisch bei dem Gedanken an den überlisteten Vetter.

Er hatte während der ganzen Reise sich auf eine solche Begegnung gefaßt gemacht, er war auf jeden Fall vorbereitet gewesen, selbst darauf, am Ziele seiner Fahrt auf Grund einer Depesche seines Vaters verhaftet zu werden, obgleich er an die Möglichkeit dieses Falles nicht glaubte.

Er hatte Konrad sofort auf dem Perron gesehen und rasch seinen Plan entworfen, jetzt konnte der kluge Vetter in der großen Stadt lange suchen, ehe seine Nachforschungen zu einem Resultat führten.

Er hatte die Vorsicht gebraucht, dem Prinzeßchen die Adresse eines Gasthofes zu geben, der selbst in Hamburg ziemlich unbekannt war, dort suchten die Verfolger ihn zuletzt, wenn sie vorher in allen anderen Gasthöfen Nachforschungen angestellt hatten.

Er hatte ferner seine Reise so eingerichtet, daß er sie schon nach wenigen Stunden mit Röschen fortsetzen konnte; das Schiff, welches sie nach New-York bringen sollte, lag zur Abfahrt bereit, in der kurzen Zwischenzeit konnte nur ein ganz unerwarteter und kaum glaublicher Zufall Konrad auf die richtige Spur führen.

Der Omnibus hielt, Hermann stieg aus, er war jetzt wieder der stolze, vornehme Herr, der

mit einer an Verachtung grenzenden Geringschätzung auf alle Menschen hinunterblickte, die nicht so modisch und elegant gekleidet waren wie er.

Mit den Verhältnissen der Stadt einigermaßen vertraut, trat er nach kurzer Wanderung in das Bureau eines Commissionärs, dem er seinen Gepäckschein übergab mit dem Auftrage, die Koffer am Abend auf's Schiff zu befördern. Er sagte dem Manne, er werde verfolgt eines Duells wegen, welches er seinem Gegner verweigert habe, deshalb wünsche er, daß das Gepäck in aller Stille fortgeschafft und von Seiten der Träger Verschwiegenheit beobachtet werde.

Da er eine gute Belohnung verhieß, erhielt er das Versprechen strengster Verschwiegenheit, und er wußte, daß er auf dieses Versprechen vertrauen durfte. Ueberdies ließ sich nicht erwarten, daß Konrad auf dem Bahnhofe bleiben würde, bis das Gepäck geholt wurde, vielmehr durfte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß er seine Nachforschungen begann, sobald er die Ueberzeugung erlangte, daß er überlistet worden war.

Wieder umspielte das höhnische, tückische Lächeln die Lippen des jungen Herrn, als er das

Haus des Commissionärs verließ, und mit diesem Lächeln trat er bald darauf in den Gasthof, in welchem Röschen ihn erwartete.

Mit einem Freudenschrei, der deutlich verrieth, mit welcher Angst und Ungeduld sie auf ihn gewartet hatte, eilte das Prinzeßchen in seine Arme, sie umschlang ihn stürmisch und machte ihm Vorwürfe, daß er nicht früher gekommen sei. Sie ließ ihn lange nicht zu Worte kommen, sie bestürmte ihn mit Vorwürfen und Fragen und ließ ihm nicht einmal Zeit, eine Frage zu beantworten, sie sagte ihm, wenn er heute nicht gekommen wäre, würde sie am nächsten Tage die Rückreise angetreten haben, es sei ihr unmöglich gewesen, länger ihrer Angst zu gebieten.

Hermann entwand sich ihren Armen, legte seinen Ueberrock, Hut und Stock ab und zog die Glocke, um eine Flasche Wein und Essen zu bestellen.

Jetzt erst fragte Röschen nach dem Vater, mit Angst, Spannung und Besorgniß blickten die dunklen Augen ihn an.

Er legte den Zeigefinger auf die Lippen und warf einen bedeutsamen Blick auf die Thüre, hinter welcher der Schall eiliger Schritte laut wurde.

Im nächsten Augenblick trat der Kellner ein, Hermann nannte seine Wünsche und schloß darauf hinter ihm die Thüre zu.

„Er ist in Sicherheit," sagte er mit gedämpfter Stimme, „er wird es sein, wenn wir vierundzwanzig Stunden älter sind. Ich fürchte, der Telegraph hat seinetwegen schon gespielt, ich sah auf dem Bahnhofe manches verdächtige Gesicht, aber —"

„Der Vater ist hier?" fragte Röschen freudig überrascht.

„Still, still! Wie leicht ist es möglich, daß im Zimmer nebenan ein Polizeiagent horcht, Du hast keine Ahnung davon, wie sehr man sich vor der Hamburger Polizei hüten muß. Die Sache war mit größeren Schwierigkeiten verknüpft, als ich glaubte, der Schließer wollte noch in der letzten Stunde zurücktreten, und nur mit großer Mühe und vielen schweren Opfern gelang es mir, alle Hindernisse zu beseitigen."

Röschen schlang die Arme um den Nacken des Schurken und küßte ihn.

„Wie sehr danke ich Dir!" sagte sie, ihm innig in die tückischen Augen schauend. „Nun wird auch mein Vater Dein gutes, edles Herz erkannt haben —"

„Er ist noch immer der Alte!" fiel Hermann ihr in's Wort. „Noch immer so geradeaus und grob wie damals. Wir haben die Reise zusammen gemacht, er in der täuschend ähnlichen Maske eines englischen Lords, mit Shawls, Geldtaschen, Reisehandbüchern und allen anderen nöthigen Utensilien ausgestattet."

„Das war die beste Rolle für ihn."

„Gewiß, er spricht sehr gut englisch, er spielte die Rolle so vorzüglich, daß ich nicht ein einziges Mal Veranlassung fand, ihn zu warnen. Hier auf dem Bahnhofe mußten wir uns trennen, er ist sofort in den Hafen gegangen und erwartet uns nun auf dem Schiffe, welches morgen in der Frühe die Anker lichtet."

Der junge Mann wurde durch die Rückkehr des Kellners genöthigt, abzubrechen, er forderte für die Nacht ein zweites Zimmer für sich und nannte einen falschen Namen, als der Kellner ihm das Fremdenbuch vorlegte.

„Schreiben Sie selbst den Namen ein," sagte er gelassen, „Kuno Braun, Kaufmann aus Berlin, auf der Reise nach London. Ich werde morgen früh mit meiner Schwester abreisen."

Der Kellner warf einen sehr bedeutungsvollen Blick auf das schöne Mädchen, ein

pfiffiges Lächeln umzuckte seine Lippen, es schien ihm sehr zweifelhaft zu sein, daß diese Dame die Schwester des Kaufmanns war.

Dem Prinzeßchen, welches dieses Lächeln bemerkte, stieg das Blut in die Wangen, eine brennende Röthe übergoß ihr Antlitz.

„Er ist ein unverschämter Mensch," sagte sie empört, als er sich entfernt hatte, „ich wäre um keinen Preis länger, als bis morgen allein hier geblieben."

Hermann zuckte die Achseln und füllte die Gläser, vielleicht dachte er in diesem Augenblick an die Zeit, in der Röschen sich die Unverschämtheiten solcher Leute gefallen lassen mußte, wenn sie ihr Leben fristen wollte.

„Wir wollen ohne Verzug uns einschiffen," fuhr das Mädchen ungeduldig fort, „es ist nicht nöthig, daß wir bis morgen im Gasthofe bleiben!"

„Bis zur Stunde der Abfahrt," erwiderte der junge Mann in einem so festen und bestimmten Tone, daß Röschen ihn betroffen anschauen mußte. „Für die Sicherheit Deines Vaters ist dies durchaus nothwendig. Du wirst ihn nicht eher wiedersehen, bis das Schiff auf offener See ist, Du mußt Dich so lange gedulden."

„Aber wenn er doch schon auf dem Schiffe ist!"

„Davon weiß Niemand etwas, außer dem Capitän und einem oder zwei Matrosen. Vor der Abfahrt werden die Pässe der Reisenden revidirt, die Polizei könnte Verdacht schöpfen und sich mit Deinem Vater beschäftigen, dann wäre Alles verloren!"

„Weiß denn der Capitän —"

„Ja, mein Herz, er ist eingeweiht, er hält den Flüchtling versteckt, wir müssen auch auf ihn Rücksicht nehmen!"

Der Ausdruck schmerzlicher Enttäuschung breitete sich über das schöne Gesicht des Mädchens.

„Dann muß ich freilich mich gedulden," sagte sie betrübt.

„Gewiß, mein Herz, und ich hoffe, die Zeit wird Dir in meiner Gesellschaft nicht lang werden. Ich bin müde, mein liebes Kind, wenn Du erlaubst, lege ich mich ein Stündchen auf den Divan."

Röschen holte rasch einige Kissen von ihrem Bette und bereitete ihm ein Lager, dann setzte sie sich an's Fenster, zog die Vorhänge zu und überließ sich ihren Gedanken und Empfindungen, während der junge Herr in einem kurzen, un=

ruhigen Schlummer neue Kräfte zu sammeln suchte. —

Konrad erkannte bald, daß er das Opfer seiner eigenen Unvorsichtigkeit geworden war.

Die Reisenden verließen vor und nach mit ihrem Gepäck den Bahnhof und stoben nach verschiedenen Richtungen auseinander, das Gepäck Hermann's blieb allein in dem Raume liegen.

Die Beamten konnten über den Eigenthümer desselben keinen Aufschluß geben, weil sie ihn nicht kannten, der Gepäckschein war nicht abgeliefert worden, Niemand hatte einen Auftrag erhalten, diese Koffer in einen Gasthof oder an einen andern Ort zu bringen.

Konrad bemerkte, daß man ihn mit mißtrauischen Blicken betrachtete, als er sich so angelegentlich nach dem Eigenthümer der Koffer erkundigte, es gelang ihm nur durch Mittheilung der Gründe seiner Nachforschungen, dieses Mißtrauen zu beseitigen.

Der Gepäckmeister rieth ihm, im Laufe des Tages noch einmal vorzukommen, er versprach, denjenigen, der das Gepäck holte, auszuforschen, so weit ihm dies möglich sei, und fügte hinzu, der junge Herr werde nichts Besseres thun kön-

nen, als sich an die Polizeibehörde zu wenden und deren Hülfe zu beanspruchen.

Diesen Rath beschloß Konrad zu befolgen, das freundliche Entgegenkommen der Polizeibeamten ließ ihn hoffen, daß er seinen Zweck erreichen werde.

Ein Beamter begleitete ihn in die Gasthöfe, aber alle Nachforschungen blieben erfolglos.

Der von der weiten Reise ermüdete Körper forderte endlich sein Recht, Konrad mußte in einem Gasthofe einkehren und ausruhen, inzwischen setzte der Beamte die Erkundigungen fort. Aber weder von Röschen, noch von ihrem Entführer wurde eine Spur gefunden, die man mit einiger Aussicht auf Erfolg hätte verfolgen können, der Beamte äußerte endlich die Ansicht, die junge Dame werde in einem Privathause abgestiegen sein, in diesem Falle sei es außerordentlich schwierig, sie zu finden, und nur ein glücklicher Zufall könne auf eine Spur führen.

Als Konrad am Abend wieder zum Bahnhofe ging, waren die Koffer bereits abgeholt, aber Niemand konnte ihm sagen, wer sie geholt hatte, und wohin sie gebracht worden waren. Sie waren in Abwesenheit des Gepäckmeisters geholt worden, der Beamte, welcher sie verabfolgen ließ,

hatte den Gepäckschein angenommen und sich dann nicht weiter um die Leute bekümmert.

So blieb dem jungen Manne nichts weiter übrig, als noch einmal eine Wanderung durch die Stadt anzutreten, indeß alle seine Mühe war umsonst, und als er nach Mitternacht erschöpft in seinen Gasthof zurückkehrte, mußte er sich sagen, daß er eine Aufgabe übernommen habe, die er schwerlich lösen werde.

Er machte sich jetzt Vorwürfe, daß er nicht sofort bei Ankunft des Zuges seinem Gegner offen entgegen getreten war, er meinte, es wäre besser gewesen, wenn er dies gethan und ihn auf Schritt und Tritt begleitet hätte.

Aber dadurch würde er auch nichts gewonnen haben! Hermann hätte gewiß sehr rasch eine Gelegenheit gefunden, sich der Beobachtung seines Begleiters zu entziehen, er war vielleicht schon oft in dieser Stadt gewesen, da konnte es ihm ja nicht schwer fallen, seinen Gegner zu überlisten.

Was nun? Er fand keine Antwort auf diese Frage, die ihn hätte befriedigen können. Er durfte in seinen Nachforschungen nicht ermüden, nicht ruhen, bis er die Fährte gefunden hatte, die er suchte, und je höher die Hindernisse sich

vor ihm aufthürmten, desto muthiger und energischer mußte er danach trachten, sie zu überwinden.

Er wollte am nächsten Tage in den Gasthöfen dritten und vierten Ranges nachforschen, in allen Wirthshäusern, welche Schlafstellen vermietheten, sich erkundigen und noch einmal zur Polizei gehen, um auch sie anzuspornen.

Zuerst aber wollte er an seinen Vater telegraphiren, mit der sehr kleinen Summe, die er noch besaß, konnte er nichts ausrichten, Geld öffnete alle Thüren, die den Mittellosen verschlossen blieben.

Meister Mathias mußte ihm sofort Geld und Wäsche schicken, er wußte ja nicht, wie lange er noch genöthigt war, in der großen Stadt zu bleiben, und die Kosten eines jeden Tages verschlangen eine nicht unbedeutende Summe.

Nach einem kurzen, von beängstigenden Träumen durchflochtenen Schlummer erhob er sich schon bei Tagesgrauen von seinem Lager, um das neue Tagewerk zu beginnen. Er schrieb die Depesche nieder, frühstückte, berichtigte seine Zeche und verließ den Gasthof, um sich in das Polizeibureau zu verfügen.

Er hegte die schwache Hoffnung, daß hier eine

angenehme Nachricht ihn erwarte, aber er sah sich darin getäuscht, die Beamten, welche mit den Nachforschungen beauftragt gewesen waren, hatten nichts erfahren.

Der junge Mann lenkte seine Schritte zum Bahnhofe, er meinte, er müsse hier eine Spur finden, es war ihm ganz unbegreiflich, daß zwei Menschen so plötzlich und so spurlos verschwinden konnten.

Es war dieselbe Stunde, in der er am Tage vorher angekommen war; als er den Bahnhof erreichte, wurde der Zug aus seiner Heimath signalisirt.

Er fragte wiederholt alle Gepäckträger und Beamten, darüber verstrich eine halbe Stunde, der Zug kam an, und Konrad bemerkte unter den Aussteigenden den Referendar Beier, den er bei Gelegenheit des Verlobungsfestes seiner Schwester kennen gelernt hatte.

Er trat auf ihn zu, und der Referendar sagte ihm nach seiner ersten Begrüßung, er sei sehr erfreut, ihn zu sehen, um so mehr, als er sich vorgenommen habe, ihn sofort nach seiner Ankunft aufzusuchen.

Dann galt seine erste Frage dem Sohne des Bankiers; Konrad, der noch immer nicht ahnte,

welcher Grund den Referendar nach Hamburg führte, war einigermaßen erstaunt über diese Frage, aber er beantwortete sie doch, indem er dem jungen Herrn mittheilte, welche Schritte er gethan und welche Erfahrungen er gemacht hatte.

Wilhelm hatte inzwischen schon eine Droschke gemiethet, er forderte seinen Begleiter auf, einzusteigen, und befahl dem Kutscher, zum Hafen zu fahren.

„Sie haben eine Möglichkeit leider außer Acht gelassen," sagte er, „die Möglichkeit einer Weiterreise des Flüchtlings. Sie haben die kostbare Zeit nutzlos vergeudet, und ich fürchte, wir kommen nun zu spät, um die Weiterreise zu verhindern."

Konrad schüttelte den Kopf, er konnte dieser Vermuthung nicht beipflichten.

„Sie glauben das nicht?" fuhr der Referendar fort. „Ah, freilich, Sie kennen die Gründe nicht, auf die meine Befürchtung sich stützt. Hm, ich habe Verschwiegenheit gelobt, aber Ihnen gegenüber muß ich reden, denn Sie sind berufen, mich in der Verfolgung dieses elenden Burschen zu unterstützen. So hören Sie denn, was während Ihrer Abwesenheit, kurz nach Ihrer Abreise sich zugetragen hat."

Mit wachsender Bestürzung vernahm Konrad die Ereignisse der Nacht, die seiner Abreise gefolgt war.

„Ah — der Schurke!" sagte er, zitternd vor Wuth, als Wilhelm schwieg. „Es ist keine Entschuldigung für ihn, daß dieser Schwindler von Wollheim ihn verführt haben soll, er ist selbst ein Schwindler und Betrüger, ein ehr= und gesinnungsloser Schuft! Gnade ihm Gott, wenn er mir in die Hände fällt! Wehe ihm, wenn er dem Prinzeßchen nur ein Haar gekrümmt hat!"

„Mein lieber Freund, wissen Sie denn so gewiß, daß er das Mädchen entführt hat?" fragte der Referendar, den dieser Wuthausdruck zu erschrecken schien. „Ich habe während der Fahrt reiflich darüber nachgedacht und die Ueberzeugung gewonnen, daß dieser Bursche keinesfalls sich lange in Hamburg aufhalten wird. Er hat seinem Vater eine bedeutende Summe entwendet, er konnte nicht bezweifeln, daß schon am nächsten Tage der Diebstahl entdeckt wurde, er mußte sich sagen, daß sein Vater über einen solchen Verlust nicht ruhig hinweggehen werde. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn der Flüchtling nicht seine Reise nach England oder Amerika fortgesetzt hat, wer weiß, welche andere Gründe

ihn dazu nöthigen! Es können gefälschte Wechsel in Umlauf sein, die ihn eine kriminalgerichtliche Verfolgung befürchten lassen, er kann in seiner Heimath eine Schuldenlast hinterlassen haben, die er nicht zu überwältigen wußte — kurz, es müssen triftige Gründe vorliegen, die wir noch nicht kennen, deren Existenz wir aber annehmen müssen."

„Der triftigste Grund ist wohl die Entfühung Röschen's," sagte Konrad, mit den Zähnen knirschend. „Wenn ich daran denke, daß Ihre Vermuthung richtig, und der Schurke bereits über alle Berge sein kann, dann meine ich, laut aufschreien zu müssen vor Wuth."

„Ruhig, mein Freund," erwiderte Wilhelm, indem er leicht seine Hand auf den Arm des jungen Mannes legte, als ob er den Sturm beschwören wolle, „diese Aufregung kann Sie nur zu übereilten Schritten verleiten. Wie wir die Sachlage auch finden mögen, vor allen Dingen müssen wir unsere Ruhe bewahren, damit wir mit klarem, nüchternem Verstande unsere Pläne entwerfen können. Ja, hätten Sie gewußt, was ich weiß! Sie würden ohne Zweifel Ihre Aufmerksamkeit auf die abfahrenden Schiffe gerichtet haben!"

„So rasch kann er keine Gelegenheit zur Weiterreise gefunden haben!“

„In Hamburg findet man sie täglich.“

Konrad schwieg; in dumpfem Brüten versunken, blickte er durch das Wagenfenster hinaus auf die Straße, während der Referendar eine Cigarre anzündete und in seinem Fahrplane blätterte.

„Was werden Sie thun, wenn Sie ihn finden?“ fragte Konrad nach einer Pause.

Wilhelm zuckte die Achseln, als ob er erwidern wolle, darauf könne er augenblicklich noch keine Antwort geben, sein Verhalten richte sich in allen Stücken nach dem Verhalten Hermann's.

„Ich werde ihn nöthigenfalls verhaften lassen,“ sagte er. „Ja, ich werde dies thun, trotzdem sein Vater es nicht wünscht, der Betrag der entwendeten Werthpapiere ist zu groß, ich darf ihm den Raub nicht lassen.“

„Es wäre das Beste,“ entgegnete Konrad. „Dieser Bursche muß in's Zuchthaus, es giebt keine Strafe, die hart genug wäre für ihn.“

„Würden Sie auch so sprechen, wenn Ihr Bruder in's Gefängniß gebracht worden wäre?“

„Ja, auch er war — aber lassen wir die

Todten ruhen, Herr Referendar! Mein armer Vater!"

Ein schmerzlicher Seufzer entrang sich den Lippen des jungen Mannes, er öffnete, da gerade in diesem Augenblick der Wagen hielt, die Thüre und stieg hastig aus.

Wilhelm folgte ihm, er näherte sich rasch einem Hafenbeamten und fragte ihn, ob und welche Schiffe nach London oder New-York in den letzten vier und zwanzig Stunden abgefahren seien.

„Das letzte fährt dort!" erwiderte der Beamte, auf eine dünne Rauchsäule zeigend, die in weiter Ferne am hellen Horizont sich zeigte. „Es ist vor einer Stunde abgefahren."

„Wohin?" fragte Konrad, der seine Fassung nur noch mit Mühe behaupten konnte.

„Nach New-York!"

„Wir suchen zwei Passagiere," nahm der Referendar wieder das Wort, „einen Herrn und eine Dame, beide jung, der Herr sehr elegant gekleidet, die Dame schön —"

„Ah, ich glaube behaupten zu dürfen, daß diese Beiden sich auf jenem Schiffe befinden," fiel der Beamte ihm in's Wort. „Kurz vordem es die Anker lichtete, kamen zwei Personen, in

denen ich ein Brautpaar zu erblicken glaubte. Sie schienen sehr große Eile und auch kein reines Gewissen zu haben, die Ruhe, welche der Herr heuchelte, konnte mich nicht täuschen."

„Sie waren es — ganz gewiß!" fuhr Konrad auf.

„Ruhig!" bat der Referendar. „Hören wir weiter."

„Es ist meine Sache nicht, die Pässe zu revidiren," fuhr der Beamte fort, „also hatte ich auch nicht das Recht, die Abreise dieser Passagiere zu verhindern."

„Wie war die Dame gekleidet?" fragte Konrad.

„Das kann ich Ihnen ganz genau sagen. Ein großer, runder Strohhut mit breitem Rande und mit Kornblumen garnirt, ein schwarzseidenes Kleid und ein silbergrauer Shawl."

„Das Prinzeßchen!" rief Konrad zitternd vor Erregung.

„Und der Herr?" fragte Wilhelm.

„Helle Beinkleider mit einem breiten dunklen Streifen an jeder Seite, blauer Rock und blaue Weste, ein goldnes Lorgnon auf der Nase, grauer Hut und strohfarbene Glacéhandschuhe.

„Nun ist kein Zweifel mehr," stöhnte Kon=

rad, „diesen Anzug trug er auf der Reise hieher. Haben Sie das Gepäck des Herrn nicht gesehen?“

„Nein.“

„Es wird vom Bahnhofe direct auf's Schiff befördert worden sein,“ sagte der Referendar gedankenvoll. „Ist keine Möglichkeit vorhanden, das Schiff einzuholen?“

Der Beamte zuckte die Achseln.

„Wenn Sie sich einer Jolle anvertrauen und sicherer Todesgefahr aussetzen wollen — vielleicht!“ erwiderte er. „Aber benutzen Sie das Schnellboot, welches morgen früh abfährt, es trifft vierundzwanzig Stunden nach jenem in New-York ein.“

„Sehr wohl, wir werden Ihren Rath befolgen und danken Ihnen recht herzlich,“ sagte Wilhelm, den Beamten grüßend. „Kommen Sie, mein Freund, Sie hören, Alles ist noch nicht verloren, wir werden den Schurken in New-York finden und dort die Rechnung mit ihm ordnen.“

„Sie werden allein reisen müssen,“ erwiderte Konrad, der mechanisch, wie in dumpfer Betäubung, neben dem Freunde einherschritt.

„Haben Sie den Muth verloren?“

„Nein, aber ich besitze nicht die Mittel, die Kosten dieser Reise zu bestreiten."

„Wenn dies das einzige Hinderniß ist, so ist es bereits gehoben, ich habe mich vor der Abreise mit hinreichenden Mitteln versehen, weil ich für alle Fälle gerüstet sein wollte."

„Ah — dann ist es gut," sagte Konrad freudig überrascht. „Ich werde meiner ersten Depesche sofort die zweite nachsenden, es wäre nutzlos, wenn mein Vater jetzt noch Geld und Wäsche hieher schicken wollte."

„Gut, ich werde an den Bankier telegraphiren, es thut mir nur leid, daß ich ihm keine bessere Nachricht senden kann. Ist dies geschehen, so rüsten wir uns zur Reise, die Hamburger Behörde muß uns auf Grund meiner Legitimationspapiere mit Pässen versehen, damit wir auch drüben rasche und energische Hülfe finden."

Arm in Arm schritten die jungen Leute dem Telegraphenbureau zu.

Ihre Vermuthung war nur zu sehr begründet, auf dem Schiffe, dessen Rauchsäule sie in weiter Ferne gesehen hatten, befanden sich Röschen und Hermann, und zu derselben Zeit, in der Konrad und Wilhelm mit dem Hafenbeamten

sprachen, beschwor Rosa ihren Verlobten, sie nun zu dem Vater zu führen.

Diese Bitte brachte den Schurken keineswegs in Verlegenheit, er erwiderte ihr mit ernster Ruhe, sie müsse sich gedulden, bis er eine Gelegenheit gefunden habe, mit dem Capitän zu reden.

„So plötzlich darf Dein Vater nicht auftauchen," sagte er, „die übrigen Passagiere würden ihm und uns mit ihrer Neugier lästig fallen."

„Aber er kann doch nicht während der ganzen Fahrt in seinem Versteck bleiben," warf das Prinzeßchen ungeduldig ein.

„Ich fürchte, daß er es muß."

„So werde ich ihn nicht sehen?"

„O, gewiß, der Capitän wird uns zu ihm führen."

„So will ich den Capitän bitten —"

„Du? Nein, das darfst Du nicht!"

Dem Prinzeßchen mußte die Hast auffallen, mit der ihr Verlobter ihr diese Erwiderung gab. Sie blickte ihn betroffen an, und eine leise Ahnung, daß sie das Opfer eines schändlichen Betrugs sei, dämmerte plötzlich in ihrer Seele auf.

Sie wußte sich diese Ahnung nicht zu erklären, es war die geheimnißvolle Warnung einer Stimme in ihrem Innern.

„Der Capitän weiß nicht, daß Freunde und Verwandte des Flüchtlings auf dem Schiffe sind," fuhr Hermann, den früheren, ruhigen Ton wieder anschlagend, fort, „mein Freund, der zwischen ihm und mir vermittelt hat, hielt es rathsam, ihm zu verschweigen, daß die Tochter des Flüchtlings den letzteren begleiten würde. Er weiß nur, daß Dein Vater ein politischer Flüchtling ist, dieser Glaube darf ihm nicht genommen werden, den politischen Flüchtling schützt der echte Republikaner, nicht aber den Sträfling!"

„Hermann!"

„Mein liebes Kind, nennen wir die Dinge bei ihrem rechten Namen, wir kommen dann am rascheften zum Ziel. Ich werde sogleich mit dem Capitän reden und ihn darauf vorbereiten, daß meine Braut die Tochter seines Schutzbefohlenen ist, warten wir ab, was er darauf erwidert. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Flüchtling sich noch immer in Gefahr befindet, wenn der Capitän die Wahrheit erfährt, liefert er ihn in New-York aus, überdies ist es nicht unmöglich, daß unter den Passagieren sich ein geheimer Polizeiagent befindet, der den Haftbefehl gegen Deinen Vater in der Tasche trägt."

Röschen bemühte sich, die Ahnung, die sie

ängstigte, zu unterdrücken, aber so oft sie die Augen zu ihrem Verlobten aufschlug, glaubte sie in seinem Antlitz einen Zug zu finden, der sie vor ihm warnte.

Aber nein, er konnte sie nicht betrügen, er hatte ihr ja so oft gesagt, daß er sie mehr liebe, als sich selbst, er machte ihretwegen diese weite Reise, setzte ihretwegen sich dem Zorn seiner Eltern aus, es war nicht möglich, daß er ihr Vertrauen täuschte!

In welcher Weise auch sollte er sie täuschen? Das reine, nur edeldenkende Herz hatte keine Ahnung von der Bosheit, Gemeinheit und Niedertracht dieses elenden Burschen, und ihr Blick war nicht geübt genug, um hinter die glatte Maske dringen zu können, hinter der er seine geheimen Pläne verbarg.

Sie glaubte ihm, sie setzte ihr ganzes, volles Vertrauen auf ihn und schalt sich eine Närrin, daß sie nur einem leisen Zweifel an seiner Treue und der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen Raum geben könne.

Sie bat ihn so lange, den Capitän aufzusuchen, bis er keinen Vorwand mehr fand, ihrer Bitte auszuweichen; er verließ sie, und während sie nicht anders glaubte, als daß er nun mit

dem Capitän rede, schlürfte er mit Behagen in der Kajüte ein Glas Grog.

Nach einer halben Stunde kehrte er zurück, ruhig und heiter, ein Lächeln auf den fahlen Lippen.

Das Prinzeßchen blickte ihn mit erwartungsvoller Spannung an, während er dicht zu ihr rückte und seine Lippen ihrem Ohre näherte.

„Der alte Mann ist schon gestern Abend abgefahren," flüsterte er, und als sie bei diesen Worten heftig erschrak, legte er rasch seinen Arm um ihre Taille. „Die Verfolger hatten seine Spur gefunden," fuhr er fort, „der Capitän ist noch jetzt fuchswild, daß ihm alle diese Unannehmlichkeiten bereitet worden sind, die beinahe zu seiner Verhaftung geführt hätten. Er hat mir Grobheiten gesagt, die ich nicht gern noch einmal hören möchte, er darf nicht erfahren, daß Du die Tochter des entsprungenen Sträflings bist. Das sind seine eigenen Worte, liebes Herz, zürne mir deshalb nicht —"

„Nein, nein, aber mein Vater!"

„Als der Capitän bemerkte, daß die Polizei ihre Aufmerksamkeit seinem Schiffe widmete, ließ er den Engländer in einem mit handfesten Matrosen bemannten Kahn auf ein anderes Schiff

bringen, als dieses schon die Anker gelichtet hatte. Das allein rettete den Flüchtling, denn gleich darauf wurde der Capitän unseres Schiffes gezwungen, alle Räume durchsuchen zu lassen. Erst bei dieser Gelegenheit erfuhr er, daß sein Schutzbefohlener kein politischer Verbrecher, sondern ein entsprungener Sträfling war, und er sagte mir mit dürren Worten, wenn er dies eine Stunde früher gewußt hätte, so würde der Flüchtling jetzt längst wieder hinter Schloß und Riegel sitzen."

„O, mein Gott, welche Kette von Gefahren und Enttäuschungen!" seufzte Röschen.

„Muth, süßes Herz, ich hoffe, sie haben nun ihr Ende erreicht."

„Wenn er nur glücklich nach New-York gelangt!"

„Jetzt bangt mir nicht mehr dafür!"

„Und dann?"

„Er wird uns erwarten, er weiß, daß wir mit diesem Schiffe ihm folgen," beruhigte Hermann das zitternde Mädchen, „er hat Geld, Adressen, kurz, er ist im Besitz alles dessen, was er bedarf."

Röschen konnte sich damit nicht so ganz beruhigen, die Angst um den Vater vereinigte sich

mit dem Argwohn gegen den Verlobten, und vor ihrem geistigen Auge stiegen immer neue, drohende Schreckbilder auf.

Sie wollte selbst mit dem Capitän reden, den ganzen Grimm dieses Mannes über sich ergehen lassen, wenn sie nur Gewißheit erhielt.

Hermann verbot es ihr in einem sehr ernsten bestimmten Tone, er sagte ihr, wenn sie es thue, werde sie eine Scene herbeiführen, welche nicht allein sie, sondern auch ihren Verlobten compromittire, sie möge sich gedulden, der Capitän könne ihr nicht mehr mittheilen, als das, was er ihr bereits berichtet habe.

Röschen wagte nicht, diesem strengen Verbot Trotz zu bieten, sie schwieg und glaubte seinen Mittheilungen, in New-York mußte es sich ja ausweisen, ob diese Mittheilungen auf Wahrheit beruhten, oder nicht.

Sie gewann ja nichts dadurch, wenn sie schon jetzt erfuhr, daß die Ahnung, welche sie ängstigte, begründet war, sie konnte die Reise nicht unterbrechen, und ebensowenig umkehren, sie mußte sich nun gedulden, bis sie am Ziele der Fahrt angelangt war.

Hermann mochte trotz seiner Siegesgewißheit ahnen, daß er durch einen unbewachten Blick,

oder ein übereiltes Wort sich verrathen hatte, er bemühte sich jetzt, ihr nur Liebe, Güte, Theilnahme und die zarteste Aufmerksamkeit zu zeigen. Es lag nichts Auffallendes in seinem Bestreben, sie dem Capitän fern zu halten, nichts, was den Argwohn des Prinzeßchens hätte bestätigen können.

Er sorgte für sie, wie für ein hülfloses Kind, er las jeden Wunsch in ihren Augen und beeilte sich, ihn zu erfüllen, ehe sie ihn ausgesprochen hatte, er widmete sich ganz und ausschließlich ihr und vertrieb ihr die Zeit mit Erinnerungen aus der Vergangenheit und dem Bau zukünftiger Luftschlösser. Eine Annäherung an andere Passagiere duldete er nicht, er sagte scherzend, sie durfte sich nur ihm widmen, wie er ja auch ganz in ihr aufgehe, und wenn sie bei solchen Gelegenheiten ihm seine Eifersucht vorwarf, so gab er in heitrem, unbefangenem Tone zu, daß er von diesem „Laster" sich nicht freisprechen könne.

So verstrich ein Tag nach dem andern, und der Argwohn schwand allmälig ganz, das alte Vertrauen war zurückgekehrt und mit ihm die heiße, innige Liebe, unter derem allmächtigen Einfluß Röschen den Bund mit diesem Schurken geschlossen hatte.

Die Zuversicht, mit der er ihren Vater in New-York zu finden erwartete, war nun auch auf Röschen übergegangen, eine feste, gläubige Zuversicht, die jeden Zweifel erstickte.

Siebentes Kapitel.

Das Schiff landete; die Zollformalitäten waren erfüllt, Hermann trat Arm in Arm mit seiner Braut auf den Strand.

Der Blick Röschen's schweifte ängstlich suchend durch die Menge. Hermann blieb ruhig, er schien es sehr natürlich zu finden, daß der Vater seiner Braut sie hier nicht empfing.

Er miethete einen Wagen, ließ das Gepäck aus dem Schiff schaffen und gab dem Kutscher die Adresse des Gasthofes, in welchem er absteigen wollte.

Ein halb boshafter, halb höhnischer Blick traf aus den Augen des Kutschers das schöne Mädchen, welches unwillkürlich erschrak, als es die Augen dieses Mannes so lauernd und tückisch auf sich gerichtet sah.

Sie sollte erst später die volle Bedeutung dieses Blicks erfahren.

„Wollen wir denn nicht vorher uns überzeugen, ob mein Vater uns hier erwartet?“ fragte Röschen, die dunklen Augen zu dem Verlobten aufschlagend, der leicht die Achseln zuckte.

„Wäre er hier, so hätten wir ihn schon gesehen,“ erwiderte er kühl, „er wird uns im Gasthofe erwarten.“

Mit diesen Worten nöthigte er das Prinzeßchen, einzusteigen, und nachdem er ihr gefolgt war, fuhr der Wagen ab.

Er durchfuhr viele lange Straßen, in denen überall ein sehr bewegtes Leben herrschte, dann bog er in ein stilleres Stadtviertel ein.

Röschen blickte gleichgültig auf das Leben, welches sie umgab, es konnte ihr in diesem Augenblick, in welchem so viele und mannigfaltige Gedanken und Empfindungen sie bestürmten, kein Interesse einflößen.

Sie war unempfindlich gegen jeden äußeren Eindruck, sie beschäftigte sich nur mit den Bildern und Gestalten, die aus dem Nebel, der sie umgab, aufstiegen.

Sie gedachte bald des Vaters, und bald wieder der Heimath, die sie verlassen hatte, und

trotzdem sie an der Seite des Mannes saß, der ihre Liebe und ihr Vertrauen besaß, fühlte sie sich dennoch einsam und verlassen.

Hermann weckte sie nicht aus ihrem Brüten, er blätterte in seinem Notizbuche, schrieb dann und wann einige Worte, was bei der schaukelnden Bewegung des Wagens mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war und blickte dann und wann sinnend auf die Straße hinaus, als ob die Lösung eines schwierigen Problems ihn beschäftige.

Der Schurke triumphirte, er glaubte das Spiel gewonnen zu haben; schutz- und hülflos war Röschen jetzt in seiner Gewalt. Er mußte innerlich lachen, wenn er an seinen Vetter Konrad dachte, den er auf dem Bahnhofe in Hamburg so schlau überlistet hatte. Er mußte lachen, wenn er sich im Geiste die Bestürzung und die ohnmächtige Wuth dieses Gegners vergegenwärtigte.

Ah — er hatte seine Vorkehrungen mit solcher Schlauheit getroffen, daß Konrad ihm unmöglich in die Karten schauen konnte, es war mit Sicherheit anzunehmen, daß der geprellte Vetter nach einem längeren Aufenthalt in Hamburg heimkehren und dort seiner Wuth Luft machen würde. Vielleicht fühlte dann der Ma-

ler sich bewogen, die Verfolgung wieder aufzunehmen, vielleicht wurde die Hülfe der Polizei in Anspruch genommen, ja es war sogar möglich, daß sein Vater ihn verfolgen ließ, aber wenn man auch seine Spur bis New-York verfolgte, hier mußte die feinste Spürnase sie verlieren.

Zudem verstrichen darüber mindestens einige Wochen, bis dahin hatte er jedenfalls sein Ziel erreicht, vielleicht New-York längst verlassen.

Es war nicht seine Absicht, in die Heimath zurückzukehren, wenigstens so bald nicht, er besaß genügende Mittel, um einige Jahre hindurch ein sorgenfreies Leben in der Fremde zu führen, er wollte nun das Leben genießen, den Becher berauschender Genüsse, den es ihm bot, bis auf die Hefen leeren.

Bis dahin war über sein Vergehen in der Heimath Gras gewachsen, und sein Vater vergab und vergaß gerne, wenn nur der verlorene Sohn in das elterliche Haus zurückkehrte.

Bis dahin war Röschen's Vater, dessen Rache er zumeist fürchtete, vielleicht unter dem Rasen oder im Irrenhause, bis dahin hatte man in der Familie das Prinzeßchen vergessen, und welche Vorwürfe ihm auch dann noch gemacht wurden,

sie trafen ihn nicht mehr so wuchtig, er konnte ihnen trotzig die Stirne bieten und erwidern, Röschen sei als seine ihm rechtmäßig angetraute Gattin jenseits des Oceans gestorben.

Der Schurke lachte laut auf, befremdet blickte Röschen ihn an, rasch gefaßt, fragte er sie, ob sie den Neger in dem lächerlichen Aufzuge nicht gesehen habe, der soeben vorbeigegangen sei?

Das Prinzeßchen schüttelte den Kopf und lächelte auch dann nicht, als er ihr den grotesken Anzug des imaginären Negers beschrieb, er mußte in ihren Zügen lesen, daß sie ihm seiner Heiterkeit wegen zürnte.

Der Wagen hielt vor einem kleinen, freundlichen Hause, welches ziemlich isolirt, von Gärten umgeben, an einer sehr breiten und wenig bewohnten Straße lag.

Es war kein Gasthaus, wie Röschen sofort bemerkte, aber Hermann erwiderte auf ihre Frage in einem sehr unbefangenen Tone, dieser Logirhäuser gebe es viele in New-York, sie seien den geräuschvollen Gasthöfen vorzuziehen, namentlich, wenn man längere Zeit in der großen Stadt zu weilen gedenke.

Der Kutscher hatte die Hausglocke gezogen, die Thüre wurde geöffnet und eine bejahrte, sehr

einfach, aber elegant gekleidete Dame erschien auf der Schwelle, um die Gäste zu empfangen.

Es lag in dem Gesicht dieser Dame nichts, was dem Prinzeßchen Mißtrauen hätte einflößen können, im Gegentheil, diese freundlichen, offenen Züge verriethen ein so gutes Herz und ein so weiches, auch für fremde Leiden empfängliches Gemüth, daß sie rasch Vertrauen zu ihr fassen mußte.

Hermann sprach englisch mit ihr, Röschen verstand kein Wort von der Unterhaltung, die eine geraume Weile währte und von Seiten ihres Verlobten in einem kühlen, geschäftlichen Tone geführt wurde.

Sie sah oft den Blick der alten Dame mit Theilnahme auf sich gerichtet und dankte ihr im Herzen für dieses Mitgefühl.

Sie bemerkte hinter den blüthenweißen Fenstervorhängen die Köpfe mehrerer junger Mädchen, die rasch wieder verschwanden, sobald sie den Blick dahin richtete.

„Mistreß Wards," stellte Hermann jetzt die alte Dame seiner Braut vor, „wir werden in ihrem Hause eine sehr freundliche Aufnahme finden."

Die Matrone verneigte sich sehr artig und

bot dem Mädchen die Hand, sie sprach in einem verbindlichen und gewinnenden Tone einige Worte auf Englisch, die Röschen nicht beantworten konnte, weil sie dieselben nicht verstand.

Am Arme ihres Verlobten trat sie in das Haus, erstaunt über die Eleganz und die fast verschwenderische Pracht der innern Einrichtung.

In den Gängen und auf den Treppen erstickten weiche Teppiche den Schall der Schritte, Statuetten und Gemälde schmückten die Wände, und auf dem Hausflur bildeten Orangenbäume in weiten Kübeln eine kleine duftige Allee.

Auch die Zimmer, in welche Mistreß Wards sie führte, waren mit diesem Luxus ausgestattet, mit einem Raffinement, von dem das in bescheidenen Verhältnissen schlicht erzogene Mädchen nie eine Ahnung gehabt hatte.

Die alte Dame wechselte noch einige Worte mit Hermann, dann verließ sie das Zimmer, und kaum sah Röschen sich mit ihrem Verlobten allein, als sie ihn fragte, wann sie nun endlich ihren Vater wiedersehen werde.

„Ich hoffe, binnen einer Stunde," erwiderte Hermann ruhig, während er sich damit beschäftigte, die Koffer zu öffnen und ihren Inhalt auszupacken, „ich habe vor allen Dingen für unsere

Wohnung Sorge getragen und werde sogleich mit Mistreß Wards sprechen, die wahrscheinlich nicht vermuthet, daß sie Deinen Vater in ihrem Hause beherbergt."

„Wie? Du hast noch nicht nach ihm gefragt?" sagte Röschen befremdet. „Deine erste Frage hätte ihm gelten müssen!"

„Gewiß," fuhr der Schurke in unbefangenem Tone fort, „ich pflichte dem vollkommen bei, aber wir haben seit unserer Ankunft in Hamburg so manche unangenehme Enttäuschung erfahren, daß ich, offen gestanden, nicht den Muth finde —"

„Hermann, Du weichst mir aus!" rief das Prinzeßchen, die ihrer Angst nicht mehr gebieten konnte. „Wo ist mein Vater? Sage mir ohne Rückhalt die Wahrheit."

Der junge Mann, der bisher dem Mädchen den Rücken zugekehrt hatte, wandte sich um und blickte sie ernst, vorwurfsvoll an.

„Ist das der Dank für die Opfer, die ich gebracht habe?" fragte er zürnend. „Wodurch habe ich Dein Mißtrauen verdient? Wahrlich, ich weiß es nicht, und eben deshalb schmerzt es mich um so mehr!"

Röschen senkte verwirrt die Wimpern, sie konnte ihm nicht entgegentreten, denn sie hatte

keine anderen Gründe für das so plötzlich wieder erwachte Mißtrauen, als eine unbestimmte Ahnung.

„Verzeihe mir,“ sagte sie bittend, „ich mißtraue Dir nicht, aber Du wirst zugeben müssen, daß alle diese Enttäuschungen —“

„Mein liebes Herz, diese Enttäuschungen liegen in den Verhältnissen begründet,“ unterbrach Hermann sie in bedauerndem Tone, „sie regen auch mich auf, mehr, wie Du glaubst. Ich habe Dir wiederholt gesagt, daß Dein Vater der Alte geblieben ist, und auf der Reise nach Hamburg seine feindseligen Gesinnungen gegen mich mehrfach an den Tag getreten sind. Soll ich Dir nun meine Meinung offenherzig sagen, so glaube ich, daß der mit Gott und den Menschen zerfallene Mann absichtlich seinen Weg von dem meinigen getrennt hat, daß er seine Reise allein fortsetzen und erst später wieder mit uns zusammentreffen will.“

In fieberhafter Aufregung sprang Röschen von dem Divan auf, Todesblässe hatte ihr Antlitz überzogen.

„Das kann ich nicht glauben,“ rief sie, „mein Vater wird sich nicht dem Dank entziehen, den er Dir schuldet! So glühend auch sein Haß ist

gegen die, in denen er Feinde zu erblicken glaubt, so dankbar ist er denen, die ihm Gutes erwiesen haben. Mag die Schale auch rauh sein, der Kern ist gut und edel, das weiß ich, und diesen Glauben kann Niemand mir rauben!"

Der junge Herr zuckte die Achseln, aber die Heftigkeit, mit der er den Koffer zuschlug, ließ erkennen, wie sehr ihn das Mißtrauen seiner Braut entrüstete.

„Du bist in diesem Augenblick zu sehr erregt, um über meine Vermuthungen ruhig nachdenken zu können," sagte er, „wenn dieser Sturm ausgetobt hat, wirst Du, das bezweifle ich nicht, zu der Einsicht gelangen, daß Du mir großes Unrecht gethan hast. Ich bitte Dich, sei ruhig und geduldig, Röschen, ich gehe jetzt zu Madame Wards, um mich nach Deinem Vater zu erkundigen."

„Sollte er hier absteigen?"

„Ja, ich habe ihm die Adresse dieses Hauses gegeben."

„Dann ist er nicht gekommen —"

„Wer weiß! Ist es wirklich nicht der Fall, so werde ich ihn in New-York suchen, Du kannst inzwischen Toilette machen, mein Kind, oder auch ein Stündchen ausruhen, ich habe mit unserer

Wirthin Manches zu besprechen, finde ich den alten Mann, so kehre ich ohne Verzug mit ihm zurück."

Er nickte ihr nach diesen Worten noch einmal freundlich zu, dann entfernte er sich, und ein tückischer Zug umspielte seine Lippen, während er langsam die Treppe hinunterstieg. Auf dem Hausflur begegnete ihm eine junge, sehr schöne und sehr auffallend gekleidete Dame, die trotz ihrer Jugend ihre Wangen geschminkt hatte.

Er bat sie, ihn zu Mistreß Wards zu führen, sie öffnete eine Thür und forderte ihn durch eine leichte Verbeugung auf, einzutreten.

Es war ein kleines, sehr traulich eingerichtetes Gemach, in welchem der geübte Blick Hermann's sofort ein Spielzimmer erkannte. Der mit grünem Tuch bekleidete Tisch war umringt von Fauteuils und Divans, auf deren seidenen Polstern schon mancher Verzweifelnde gesessen haben mochte. Ueber dem Tische hing an vergoldeten Ketten eine Astrallampe, das Licht mußte durch farbiges Glas auf den Tisch fallen, und in diesem unsichern Dämmerschein konnte mancher Betrug unbemerkt verübt werden.

Ein dicker Teppich, schwere Damastvorhänge, einige Oelgemälde in breiten Goldrahmen an

den mit einer dunklen Tapete bekleideten Wänden, ein mit Silbergeschirr überladener Büffetschrank und einige Divans in den Ecken vervollständigten das Meublement, dessen einzelne Stücke eben so werthvoll als elegant waren.

Hermann hatte kaum die Einrichtung mit prüfendem Blick betrachtet, als Mistreß Wards eintrat.

Sie lud den jungen Herrn durch eine Handbewegung ein, sich in einen Fauteuil niederzulassen und nahm dann ihm gegenüber Platz, ihn aufmerksam anblickend, als ob sie in seinem fahlen, blasirten Gesicht lesen wolle, wie weit sie in ihrer Forderung gehen dürfe.

„Ich habe Ihnen bereits im Großen und Ganzen angedeutet, was mich zu Ihnen führt," begann er, während er seine Augen mit dem Lorgnon bewaffnete, „ich habe Ihnen auch gesagt, daß Frau Wiedemann mir Ihre Adresse gegeben hat mit dem Bemerken, daß ich Ihnen mein volles Vertrauen schenken dürfe."

Ein bedeutsames, halb selbstbewußtes, halb verächtliches Lächeln umspielte die Lippen der alten Dame, auf diese Empfehlung der Frau Wiedemann schien sie keinen Werth zu legen.

„Sie werden sich nicht getäuscht finden,“ sagte sie ruhig; „von allen Gästen, die unter meinem Dache gewohnt haben, hat noch Keiner Ursache gehabt, sich unzufrieden zu äußern.“

„Sehr wohl, kommen wir zur Sache. Sie kennen bereits die Verhältnisse der jungen Dame, die mich begleitet, sie erwartet mit Sicherheit, hier ihren aus dem Gefängniß entflohenen Vater zu finden, wir werden ein Mittel ersinnen müssen, sie zu täuschen und zu beruhigen. Sie werden der jungen Dame sagen, ihr Vater sei gestern bei Ihnen abgestiegen, aber aus Furcht vor der Polizei und auch wohl aus anderen, Ihnen unbekannten Gründen noch in der Nacht nach dem fernen Westen weiter gereist, er habe Grüße für sein Kind hinterlassen und Ihnen gesagt, er hoffe auf der Farm seines Freundes sein Kind wiederzusehen.“

„Versteht die junge Dame englisch?“

„Nein.“

„Wohlan, so werde ich deutsch mit ihr reden. Ich bin eine Deutsche und habe meine Sprache nicht vergessen.“

„Desto besser!“ erwiderte Hermann heiter, indem er sein Portefeuille aus der Tasche holte. „Ich habe für jeden möglichen Fall mich vorge=

sehen, hier ist ein Billet, übergeben Sie es dem Mädchen. Sagen Sie ihr, der alte Mann habe kurz vor seiner Abreise diese Worte in der Eile niedergeschrieben, sie wird Ihnen glauben und die Echtheit der Handschrift nicht bezweifeln."

„Und was soll darauf geschehen?" fragte Mistreß Ward mit einem lauernden Blick auf den jungen Herrn, der nachdenklich mit seiner goldenen Uhrkette spielte. „Soll diese Komödie nur die Weiterreise ermöglichen?"

„Keineswegs, ich gedenke einige Zeit in Ihrem Hause zu bleiben."

„Ah — aber wird die Dame nicht darauf dringen —"

„Ja, ja — helfen Sie mir ein Mittel ersinnen, durch welches wir ihrer Ungeduld entgegentreten können, ohne Verdacht zu wecken. Sie sind mit den amerikanischen Verhältnissen vertraut —"

„Ist die junge Dame es nicht?"

„Nein, sie hat eine sehr einfache Schulbildung genossen, es wird leicht sein, ihr Amerika als ein vollständig uncultivirtes Land zu schildern. Wenn man ihr sagte, es biete sich sehr selten eine Reisegelegenheit nach dem Westen, und man müsse eine solche Gelegenheit abwarten — — was meinen Sie dazu?"

„Glauben Sie, daß sie sich dadurch bethören lassen wird?"

„O gewiß, zumal wenn Sie sich ihrer mit mütterlicher Sorgfalt annehmen."

„Dann lassen Sie mich sorgen, ich werde sie beruhigen. Wie lange gedenken Sie in meinem Hause zu bleiben?"

„Mindestens vier bis sechs Wochen!"

„Sie kennen meine Preise?"

„Nein."

„Hundert Dollars die Woche und Person."

Wieder streifte bei dieser Forderung ein lauernder Blick das Gesicht des jungen Mannes, der durch ein Kopfnicken andeuten zu wollen schien, daß er den Preis ganz in Ordnung finde.

„Wird der Preis nicht ermäßigt, wenn die junge Dame später zurückbleibt?" fragte er.

„Im Gegentheil, ich würde alsdann noch eine weitere Summe von fünfhundert Dollars fordern. Die jungen Damen, welche hier plötzlich verlassen werden, bereiten mir stets große Unannehmlichkeiten, sie setzen mich der Gefahr aus, mit der Polizei in Conflict zu kommen. Dafür aber dürfen Sie mit Sicherheit darauf rechnen, daß Ihnen die Dame auf Ihrem Lebenswege nicht mehr begegnen wird", fuhr sie rasch fort, als sie den befrem-

deten Blick des jungen Mannes bemerkte. „Anfangs sträuben die Mädchen sich, aber sie werden sehr rasch zahm, der Hunger und verschiedene andere Mittel beugen den Trotz, und haben sie einmal die Bahn betreten, dann denken sie nicht mehr darüber nach, ob eine Umkehr in der Möglichkeit liege.“

Hermann nickte befriedigt.

„Ich gehe Ihre Bedingungen ein, wenn Sie mir beistehen, den Widerstand der jungen Dame zu brechen,“ sagte er.

„Sehr gerne!“

„Dürfte ich fragen, in welcher Weise Sie dies ermöglichen wollen?“

Mistreß Wards erhob sich, trat an den Büfetschrank und nahm aus einer Schublade desselben ein in rothen Saffian eingebundenes Heftchen, welches sie dem jungen Manne überreichte.

„Studiren Sie darin, bis ich zurückkehre,“ sagte sie, „ich habe in diesem Buche meine gesammten Mittel, wie auch meine Erfahrungen niedergeschrieben. Sie haben die Wahl, ich bin zu jedem Mittel bereit, nur erfordert das eine längere, das andere kürzere Zeit in Bezug auf die nöthigen Vorbereitungen.“

Sie verbeugte sich und ging hinaus, Hermann

blätterte in dem Buche und las den Inhalt desselben bis zur letzten Seite sehr aufmerksam.

Oft, wenn er aufblickte, schoß ein dämonischer Blitz aus seinen tückischen Augen, das, was er las, schien ihn in hohem Grade zu befriedigen.

Eine halbe Stunde war verstrichen, als Mistreß Wards wieder eintrat; der junge Mann überreichte ihr das Buch offen und deutete mit dem Zeigefinger auf einen Abschnitt, dessen Zeilen mehrfach unterstrichen waren.

„Ich dachte mir schon, daß Sie dieses Mittel wählen würden," sagte die Matrone mit einem boshaften Lächeln auf den Lippen, „es ist gefahrlos und sicher."

„Und kann in dem gegenwärtigen Falle gewissermaßen als eine Nothwendigkeit bezeichnet werden."

„Sie haben Recht. Wünschen Sie, daß ich die junge Dame sofort darauf vorbereite?"

„Es wäre mir lieb, wenn sie es aus Ihrem Munde zuerst erführe."

„Sehr wohl, Sie sollen zufrieden mit mir sein."

Mistreß Wards legte mit dieseu Worten das Buch wieder in den Schrank.

„Sie werden es natürlich finden, daß einige

Kosten dadurch erwachsen," sagte sie nach einer kurzen Pause.

„Ich werde sie mit Vergnügen zahlen, wenn ich nur recht rasch an's Ziel komme," erwiderte Hermann, während er durch sein Lorgnon die Gemälde betrachtete. „Wenn es sich heute noch ermöglichen ließe —"

„Heute nicht mehr, aber morgen Abend."

„Können Sie mir das mit Sicherheit versprechen?"

„Gewiß."

„Wohlan, so werde ich mich bis dahin gedulden. Sollten in der Seele des Mädchens Zweifel und Mißtrauen erwachen, so verlasse ich mich auf die Flaschen in Ihrem Weinschranke, von denen auch in jenem Buche die Rede ist."

„Seien Sie unbesorgt; wenn ich etwas übernehme, führe ich es auch aus," erwiderte Mistreß Wards, indem sie sich der Thüre näherte. „Ich werde jetzt Ihrer schönen jungen Frau eine Erfrischung bringen, bleiben Sie hier, bis ich zurückkehre."

Sie entfernte sich; ihr ehrenwerther Bundesgenosse ließ sich wieder in einen Fauteuil nieder und versank in Nachdenken. Er war jetzt in Bezug auf das Gelingen seines schändlichen

Planes beruhigt, er sah den Weg zu seinem Ziele geebnet, die letzten Hindernisse beseitigt.

Ueber das spätere Schicksal Röschen's dachte er nicht nach, was kümmerte es ihn! Der herzlose Schurke hatte längst die Selbstachtung verloren, das todte Gewissen konnte sich nicht als Richter wider ihn erheben!

Aus seinem Brüten weckte ihn der Eintritt derselben jungen Dame, der er im Hausflur begegnet war. Aber wie ganz anders blickte sie ihn jetzt an! Das verführerische Lächeln war von ihren Lippen verschwunden, aus ihren dunklen Augen, die ihn vorhin so bestrickend angeschaut hatten, schossen jetzt flammende Blitze auf ihn.

Sie trat hinter seinen Sessel und beugte sich zu ihm nieder, er fühlte das Wehen ihres heißen Athems auf seinen Wangen.

„Wer ist die junge Dame, welche Sie begleitet?" fragte sie, und in dem Tone, den sie anschlug, lag eine versteckte Drohung.

Er wollte trotzig auffahren, sie fragen, was sie berechtige, in diesem Tone mit ihm zu reden, aber vor ihrem glühenden, durchbohrenden Blick mußte er die Augen niederschlagen, er konnte ihn nicht ertragen.

„Ist sie nicht Ihre Braut?" fuhr das Mädchen fort. „Antworten Sie mir, mein Herr!"

„Allerdings," sagte Hermann, mehr und mehr verwirrt. „Aber was veranlaßt Sie —"

„Bitte, keine Fragen! Man bringt seine Braut nicht in ein solches Haus. Oder wissen Sie nicht, in welchem Hause Sie sich befinden?"

„Hm — ich denke, daß ich —"

„Sie denken und verstecken sich hinter alltägliche Redensarten, wie man sie in diesem Hause täglich vernimmt! Sie wissen so gut wie ich, in welchem Hause wir sind, und wenn Sie es nicht gewußt hätten, so müßten Sie es beim Eintritt in diesen Raum erkannt haben. Man findet keine Spielhölle in einem anständigen Hause, das wird Ihnen, dem Roué, bekannt sein!"

Entrüstet blickte Hermann zu dem Mädchen auf. Wie durfte sie wagen, ihm solche Worte zu sagen, ihn in solcher Weise zu beleidigen? Wer war sie, daß sie sich das ihm, dem Gaste, gegenüber herausnehmen durfte?

Sie las seine Gedanken in seinen Zügen, ein verächtlicher Zug umzuckte ihre Lippen, als sie ihm gegenüber in denselben Sessel sich niederließ, in dem kurz vorher Mistreß Wards gesessen hatte.

„Sie können sich bei Madame über mich beschweren," sagte sie, „aber die Folgen dieser Beschwerden werden Sie, nicht mich treffen. Madame mag mir einige Vorwürfe machen, ich bin ihr Keifen und Schelten gewohnt, mir wäre es lieber, wenn sie mir das Haus öffnete, daß ich wieder hinauskönnte. Aber freilich, was würde ich draußen finden? Verachtung, Schimpf und Hohn, das ist das Einzige, was mich vor diesem Hause erwartet. Ah — es sind erst drei Jahre her, daß ich als ein unschuldiges, blühendes Mädchen, das Herz voll freudiger Hoffnungen, Europa, mein schönes Deutschland verließ, um hier eine Gouvernantenstelle zu übernehmen, die mir von einer reichen, höchst achtbaren Familie contractlich zugesagt war. Wie viel Kummer und Elend habe ich in dem kurzen Zeitraum erfahren müssen! Der Mann, der zwischen mir und der reichen Familie vermittelte, war ein Schurke, er hatte mir einen gefälschten Contract und die Adresse dieses Hauses gegeben! Ich kam hier an, man empfing mich, wie man heute Ihre Braut empfangen hat, in der freundlichsten, liebenswürdigsten Weise, aber als ich die Schwelle überschritten hatte, war ich eine Gefangene, und ich bin es heute noch. Ich

müßte vor Scham versinken, wollte ich alle die Mittel nennen, durch die man, ohne Rücksicht auf meine Gesundheit, mich zu Falle gebracht hat — — ha, ich mag mich nicht mehr erinnern an die Kämpfe mit diesem Weibe und ihren elenden Werkzeugen! Wenn es im Jenseits eine Vergeltung giebt, dann muß dieser Satan die Pein ewiger Verdammniß erleiden! Ich fiel, meine Kraft war erschöpft, ich verlor die Achtung vor mir und den Glauben an Gott, und nahm dafür den Haß gegen die gesammte Menschheit in mich auf. Man hat mich bewacht mit Argusaugen, man hat mich eingesperrt in einen finstern Raum, aus dem kein Schrei hinausdringen kann, und man glaubt, ich sei nun zahm geworden!"

Hermann wollte erschreckt aufspringen, er glaubte, eine Wahnsinnige vor sich zu sehen, aber ihre kleine Hand umklammerte seinen Arm und preßte ihn so heftig, daß er nur mit Mühe einen Schmerzensschrei unterdrücken konnte.

Sie schien ihn mit ihren glühenden Augen durchbohren zu wollen, und in diesem durchdringenden Blick lag eine solche Fülle von Haß und Rachedurst, daß er ihm Angst und Entsetzen einflößen mußte.

„Bleiben Sie," fuhr sie mit heiserer Stimme fort; „wenn ich Ihnen den Dolch in's Herz hätte stoßen wollen, so würde ich es schon gethan haben. Ich habe mich in mein Schicksal ergeben, ich weiß, daß mein Leben fortan verloren ist, und daß ich das, was mir geraubt wurde, nimmer zurückerhalten kann. Meine Eltern wird der Gram getödtet haben, ich habe, seitdem ich sie verließ, nichts wieder von ihnen gehört, aus diesem Hause dringt keine Nachricht hinaus, und eben so wenig gelangt eine Botschaft hinein, der ist verschollen und lebendig begraben, hinter dem die Thüre dieser Hölle sich schließt. Ich habe in diesen Jahren Manches erlebt, zu manchem Verbrechen geschwiegen, aber ich werde nicht dulden, daß das schöne Mädchen, welches mit Ihnen hieher gekommen ist, mein trauriges, entsetzliches Schicksal theilt."

Der junge Mann hatte seine Fassung wieder gefunden, mit ihr kehrten auch Muth, Trotz und Frechheit zurück.

„Was wollen Sie?" fragte er höhnisch. „Was kümmern Sie meine Angelegenheiten? Die Geschichte, die Sie mir erzählt haben, mag sehr interessant sein, aber für mich hat sie nicht das mindeste Interesse."

„Erbärmliche Creatur!“ knirschte das Mädchen, seinen Arm noch fester umklammernd. „Ich habe Ihr Opfer gesehen und empfinde inniges Mitleid mit ihm, ich wiederhole Ihnen, daß ich nicht dulden werde, was — Sie verstehen mich! Klagen Sie mich an bei dem Satan, den Sie zu Ihrem Bundesgenossen erkoren haben, Sie werden dadurch nichts erreichen, das Weib fürchtet mich! Führen Sie Ihren Plan aus, und mein Dolch findet den Weg zu Ihrem Herzen!“

Hermann zuckte die Achseln. Daß er Angst vor diesem Weibe empfand, konnte er sich nicht verhehlen, aber sein Stolz duldete nicht, diese Angst zu zeigen, er verbarg sie hinter der Maske verachtender Geringschätzung.

„Ich glaube, Ihr Verstand hat Schiffbruch erlitten,“ sagte er sarkastisch, „aber wie dem auch sein mag, Ihre Drohungen machen auf mich keinen Eindruck. Sie nehmen ein Mädchen in Schutz, welches durchaus keinen Schutz beansprucht, sie erblicken in diesem Mädchen eine Heilige, ohne zu erforschen —“

„Ah, glauben Sie dadurch mich irre führen zu können?“ fiel das Mädchen ihm in die Rede. „Ich kenne alle Wege, auf denen Lüge und Bosheit ihren Zielen entgegenwandern! Noch ein=

mal, sehen Sie sich vor, ich beobachte Sie scharf, hüten Sie sich vor mir!"

„Und wenn ich nun hieher gekommen wäre, um die junge Dame zu heirathen?" lenkte Hermann ein, der doch einsehen mochte, daß dieses entschlossene Weib eine gefährliche Feindin war. „Wenn nun —"

„Mein Herr, ich wiederhole Ihnen, in ein solches Haus führt man seine Braut nicht!" sagte das Mädchen mit scharfer Betonung. Sie hatte sich erhoben; hoch aufgerichtet, das Haupt zurückgeworfen, stand sie vor ihm, den glühenden Blick fest auf ihn gerichtet, als ob sie ihm zeigen wolle, daß sie gerüstet sei zu einem Kampfe mit ihm auf Tod und Leben. Zu einem Kampfe um die theuersten Güter eines andern Menschenherzens, um Ehre, Unschuld, Selbstachtung und Lebensglück.

„Gedenken Sie meiner Warnung," fügte sie hinzu, „verlassen Sie dieses Haus sobald als möglich!"

Sie warf ihm noch einmal einen drohenden Blick zu, dann ging sie hinaus, dem jungen Manne überlassend, über ihre Warnungen und Drohungen nachzudenken.

Im ersten Augenblicke fühlte Hermann aller-

dings sich beunruhigt, aber er fand bald seinen Muth wieder.

Sein angeborener Leichtsinn und das Glück, welches ihn bisher auf dem gefährlichen Pfade begleitet hatte, ließen ihn leichtfertig über die Drohungen hinwegsehen, in denen er nur Ausbrüche einer ohnmächtigen Wuth und eines lange zurückgedrängten Hasses zu erblicken glaubte.

Dieses Mädchen hatte ihn einschüchtern wollen, das war sonnenklar, weiter bezweckten ihre Drohungen nichts; wenn er so thöricht und so feige war, sich einschüchtern zu lassen, dann gewann sie allerdings das Spiel!

Bah — was konnte sie ihm anhaben? Sie wurde jedenfalls sehr scharf bewacht, die Leidenschaftlichkeit ihres Temperaments und der Rachedurst, der sie beseelte, konnten ja der Mistreß Wards nicht unbekannt sein; es war nicht anzunehmen, daß sie Zutritt zu Röschen erhielt, um sie warnen zu können. Ueberdies wollte er selbst strenge Wacht halten, er kannte nun seinen Gegner in diesem Hause, es war ihm jetzt leicht, sich vor ihm zu schützen.

Die Frage, ob er der Mistreß Wards den Auftritt berichten solle, beantwortete er nach kurzer Ueberlegung mit: „Nein", er würde sich da-

durch in den Augen des Mädchens der Feigheit schuldig gemacht und ihren Rachedurst gereizt haben.

Wenn er nur eine Begegnung dieses verzweifelten Weibes mit Röschen verhüten konnte, so mußte jede andere Besorgniß schwinden; über die Drohung, daß ihr Dolch den Weg zu seinem Herzen finden solle, mußte er lachen.

Mistreß Wards fand den jungen Herrn bei ihrer Rückkehr so ruhig, wie sie ihn verlassen hatte.

„Sie ist vorbereitet," sagte sie, „thun Sie nun das Ihrige."

„Wie nahm sie es auf?" fragte Hermann.

„Je nun, diese junge Dame hat ein leidenschaftliches Temperament, aber vernünftigen Gründen verschließt sie ihr Ohr nicht."

„So ist sie jetzt ruhig?"

„So weit man es hoffen und erwarten durfte!"

„Sie weichen mir aus."

„Keineswegs, ich kann Ihnen nur sagen, daß ich mit dem Resultat meines ersten Schrittes ganz zufrieden bin."

Hermann blickte sie forschend an, sie begegnete seinem Blick mit einer Offenheit, die ihn an der Aufrichtigkeit ihrer Behauptungen nicht zweifeln ließ.

„So glauben Sie also, daß wir die Angelegenheit glatt und ohne besondere Schwierigkeiten ordnen werden?" fragte er.

„Ja, das glaube ich," antwortete Mistreß Wards in einem festen, zuversichtlichen Tone. „Das Mädchen liebt Sie, und diese Liebe ist Ihr bester Verbündeter. Es ist wahr, das Fräulein besitzt einen sehr festen Charakter, und sie scheint Ehre und Unschuld als die höchsten Güter zu betrachten, an dieser Klippe würden alle Versuche scheitern, und deshalb müssen Sie eben zu besonderen Mitteln ihre Zuflucht nehmen. Sie haben in richtiger Würdigung der Person und der Verhältnisse das beste und sicherste Mittel gewählt, ich hege nicht die leiseste Besorgniß, daß es fehlschlagen wird."

Der junge Herr war in Nachdenken versunken, die Zuversicht dieser Frau ließ ihn die früheren Besorgnisse völlig vergessen.

„Um so besser," sagte er, aus seinen Sinnen erwachend, „ich werde nun auch meine Rolle spielen und denke die Komödie mit Ihrer Hülfe zu enden, wie ich es wünsche. Noch Eins, Madame! Fürchten Sie nicht, daß meine Braut gewarnt werden könnte?"

„Durch wen?" fragte Mistreß Wards ruhig.

„Hm, es sind mehrere junge Damen in diesem Hause, die auf demselben Wege hineingekommen sein dürften.“

„Darin haben Sie Recht, aber zu Besorgnissen ist kein Grund vorhanden.“

„Gehen Sie nicht so leicht darüber hinweg!“

„Ich kenne meine Leute.“

„Diese betrogenen Mädchen sind erbittert, rachsüchtig —“

„Sehr richtig, aber sie rächen sich nur an ihrem eigenen Geschlecht.“

„Inwiefern?“

„Sie finden eine Genugthuung darin, wenn sie eine Schicksalsgenossin erhalten, sie triumphiren über den Fall einer unschuldigen Schwester, und es bereitet ihnen Vergnügen, eine Leidensgefährtin trösten zu können.“

„Sprechen Sie aus Erfahrung?“

„Allerdings.“

„Sie könnten sich dennoch täuschen, Madame! Die Rachsucht könnte sich auch gegen Sie richten, es wäre möglich, daß die eine oder andere dieser jungen Damen sich verpflichtet hielt, meine Braut zu schützen und unsere Pläne zu durchkreuzen.“

Mistreß Wards blickte befremdet den jungen Herrn an.

„Haben Sie vielleicht schon Beweise für diese Möglichkeit erhalten?“ fragte sie.

„Das nicht, aber —“

„Dann seien Sie unbesorgt und vertrauen Sie auf meine Erfahrungen.“

Hermann schüttelte bedenklich das Haupt.

„Es wäre für alle Fälle gut, wenn meine Braut diesen Damen fern gehalten würde,“ sagte er in einem sehr ernsten, fast befehlenden Tone, „schon die Toilette der letzteren könnte Anstoß erregen und Argwohn wecken.“

Ein seltsames, boshaftes Lächeln glitt über die Lippen der Mistreß Wards.

„Glauben Sie nicht, daß meine Gäste je mit meinen Damen in Berührung kommen“, antwortete sie spöttisch, „es sind Vorkehrungen getroffen, eine solche Begegnung zu vermeiden. Natürlich müssen auch Sie darüber wachen, ich kann meine Augen nicht überall haben und die Bewohner meines Hauses nicht abgesondert einsperren. Ich werde Sie unterstützen, und die junge Dame recht oft besuchen, um sie zu beschäftigen und die Langeweile ihr fern zu halten. Wollen Sie am Abend

hieher kommen, werden Sie hier eine heitere Gesellschaft finden."

Der junge Herr nickte, als wolle er entgegnen, er werde von dieser Einladung mit großem Vergnügen Gebrauch machen, dann verließ er das Spielzimmer, um in die ihm angewiesene Wohnung zurückzukehren.

Schluchzend sank das Prinzeßchen in seine Arme, sie hielt ihn fest umschlungen, als ob sie fürchte, daß sie auch ihn verlieren könne, wie sie den Vater verloren hatte.

Der Schurke hielt das schöne, blühende Mädchen an sich gedrückt und suchte sie zu trösten und zu beruhigen.

„Du siehst, er ist noch immer der Alte," sagte er im Tone herzlichen Bedauerns, „er kann den Groll gegen seine Familie so rasch nicht überwinden, dieser Groll ist zu tief eingewurzelt. Er hat mit Mistreß Wards darüber ausführlich gesprochen und seine Verhältnisse ihr eingehender geschildert, als mir lieb ist. Er hat ihr gesagt, er sehe wohl, daß er uns Beide nicht mehr trennen dürfe, nachdem ich so viele schwere Opfer Dir und ihm gebracht habe, gleichwohl könne er nicht mit freudigem Herzen in unsere Verbindung einwilligen, denn er hasse meinen

Vater, und ein Theil dieses Hasses treffe auch mich. Er wolle schon aus diesem Grunde die Gelegenheit zur Weiterreise, die sich so zufällig ihm biete, benutzen, Mistreß Wards möge mir sagen, wenn ich die Hochzeit mit Dir hier feiern wolle, so werde er die Thatsache anerkennen und mich später als seinen Schwiegersohn aufnehmen."

Röschen hielt den Blick unverwandt auf das Billet gerichtet, welches Mistreß Wards ihr eingehändigt hatte, sie schüttelte ablehnend das Köpfchen.

„Es wäre ein trauriges Hochzeitsfest," erwiderte sie leise. „Wie ganz anders habe ich dieses Fest mir gedacht!"

„Aber wir dürfen damit nicht zögern, Deine Ehre verlangt, daß Du als mein Weib die Reise gemeinsam mit mir fortsetzest."

„Und Mistreß Wards sagt, es könne vier bis sechs Wochen währen, ehe eine Reisegelegenheit nach dem Westen sich biete."

Hermann zuckte die Achseln, er wandte dem noch immer schluchzenden Mädchen den Rücken und trat an's Fenster. „Mistreß Wards weiß das jedenfalls besser wie wir," sagte er in einem so aufrichtigen, theilnehmenden Tone, daß in der Seele Röschen's kein Mißtrauen erwachen

konnte, „sie hat mir versprochen, mich sofort zu benachrichtigen, wenn eine Reisegesellschaft nach dem Westen aufbrechen wolle. Sie will uns mit Rath und That zur Seite stehen, und so weit ich sie bis jetzt kennen gelernt habe, glaube ich, daß wir ihr volles Vertrauen schenken dürfen.“

Sein lauernder Blick streifte bei den letzten Worten verstohlen das bleiche Antlitz des Mädchens.

„Sie hat mir gesagt, es bedürfe keiner großen Vorkehrungen zur Hochzeitsfeier, binnen vierundzwanzig Stunden könne alles Nöthige geordnet sein. Es ist besser so, Röschen; ich hoffe, wir können schon bald nach der Hochzeit die Reise fortsetzen, dann darf Niemand mehr zwischen uns treten.“

Das Prinzeßchen schlug die schönen, thränenfeuchten Augen auf und blickte ihn flehend an, sie konnte sich mit dem Gedanken, unter solchen drückenden Verhältnissen das schönste Fest ihres Lebens feiern zu sollen, nicht befreunden.

Aber jeden Einwurf, den sie erhob, wußte er zu beseitigen, jedem Bedenken stellte er Gründe entgegen, deren Triftigkeit sie anerkennen mußte, und die Liebe und Theilnahme, die er so vor=

trefflich zu heucheln verstand, ließen den früheren Argwohn nicht mehr aufkommen.

In der Abenddämmerung kam Mistreß Wards, um die Gedanken des Mädchens zu beschäftigen.

Sie erzählte ihr von dem alten Manne, sie sagte ihr dasselbe, was Hermann seiner Braut schon mitgetheilt hatte, und zeichnete den Vater Röschen's in seiner Redeweise und seinen Geberden so getreu, daß das Prinzeßchen den schändlichen Betrug nicht ahnen konnte, dessen Opfer sie war.

Den vereinten Bemühungen Hermann's und dieser Frau mußte es gelingen, das völlig verwirrte Mädchen ihren Wünschen geneigt zu machen, sie zu bestimmen, arglos in eine Falle zu gehen, von deren Schändlichkeit ihre edel denkende Seele keine Ahnung haben konnte.

Achtes Kapitel.

Konrad und der Referendar waren nach einer raschen und glücklichen Fahrt wohlbehalten in New-York angekommen. Sie erfuhren, daß das Schiff, welches das Prinzeßchen nach Amerika gebracht hatte, am Tage vorher eingetroffen war, und erhielten gleichzeitig die Gewißheit, daß Röschen und der Sohn des Bankiers sich bereits in New-York befanden.

Der Beamte, an den sie sich sofort nach der Landung wandten, hatte das Paar bemerkt, er erinnerte sich des Anzugs der jungen Dame, und als er vernahm, weshalb die Beiden verfolgt wurden, erklärte er sich ohne Zögern bereit, die jungen Herren in ihren Nachforschungen zu unterstützen.

Er verhehlte ihnen nicht, daß diese Nachforschungen mit sehr großen Schwierigkeiten ver-

knüpft seien; den Vorschlag Konrad's, in den Gasthöfen Erkundigungen einzuziehen, verwarf er, indem er die begründete Vermuthung äußerte, daß der Schurke, zumal er sich schon verfolgt wisse, schwerlich in einem Hôtel abgestiegen sein werde.

Er sagte ihnen, es gebe in New-York Häuser, in denen verfolgte Verbrecher ein sicheres Asyl fänden, diese Häuser dürfe die Polizei nur dann durchsuchen, wenn sie überzeugende Beweise habe, daß sie einen Flüchtling beherbergten.

Vor allen Dingen müsse man versuchen, den Kutscher ausfindig zu machen, der das Paar gefahren habe, aber selbst wenn auch dies gelinge, dürfe man sich einer zuversichtlichen Hoffnung noch immer nicht hingeben.

Konrad zitterte vor Ungeduld und Erregung, er fürchtete schon, Röschen nie, oder als eine Entehrte wiederzufinden; daß Hermann das Prinzeßchen heirathen werde, konnte er, im Hinblick auf den Charakter dieses Menschen, nicht glauben.

Der Referendar hingegen blieb ruhig, er setzte sein Vertrauen auf die Umsicht und Tüchtigkeit der Polizei, und hoffte mit Zuversicht, dem Schurken wenigstens einen Theil des geraubten Geldes wieder zu entreißen.

Es waren am Strande mehrere Personen, die sich des schönen Mädchens erinnerten, aber keine von diesen konnte eine Auskunft darüber geben, welchen Weg das Brautpaar genommen hatte.

„Gehen wir zur Central-Station," wandte der Beamte sich endlich zu Wilhelm, „von dort aus müssen wir die Fäden aussenden. Wir finden dort mehrere Agenten, die uns unterstützen werden, wir schicken sie aus, den Kutscher zu suchen, der allein uns auf die rechte Fährte bringen kann."

„Wollen Sie in den Gasthöfen nicht nachfragen lassen?" antwortete der Referendar. „Es wäre immerhin möglich, daß der Schuft in Ermangelung der Adresse eines anderen Hauses in einem Hôtel abgestiegen ist."

„Auch das soll geschehen," sagte der Beamte nachdenklich; „ich hoffe, wir haben bis heute Abend irgend etwas erfahren, was uns einen Haltpunkt bietet."

Sie verließen den Strand und gingen in die Stadt, und mit jeder Minute wuchsen die Besorgnisse Konrad's, die nur zu sehr begründet waren. —

Röschen hatte eingewilligt, ihrem Bunde mit dem Verlobten den Segen der Kirche geben zu lassen.

Mistreß Wards schmückte das Zimmer mit Blumen und stellte mit gewinnender Freundlichkeit der schönen Braut eine reiche Garderobe zur Verfügung, in der sogar ein blitzender Brillantschmuck nicht fehlte.

Das Prinzeßchen lehnte dieses freundschaftliche Anerbieten ab, sie erwiderte, das Kleid, welches sie trage, sei auch für diesen Zweck elegant genug, zumal ja, außer Mistreß Wards, kein Zeuge zugegen sein werde.

Hermann pflichtete ihr bei, obgleich er sich erbot, ihr den kostbarsten Brautschmuck zu kaufen, wenn sie dies wünsche, er sagte ihr, sie sei in jedem Kleide ihm lieb und theuer, und eine glänzende Toilette könne ihre ihn entzückende Schönheit in seinen Augen nicht erhöhen.

Je näher die Stunde rückte, in der die Ceremonie stattfinden sollte, desto schwerer ward der Druck auf der Seele Röschen's.

Was sie beunruhigte und ängstigte, was es ihr unmöglich machte, der schönsten Lebensstunde mit Heiterkeit entgegenzusehen, wußte sie selbst nicht, sie meinte, dieses beklemmende Gefühl müsse jede Braut empfinden, und dachte nicht weiter über die Ursache desselben nach.

Sie hätte ja auch keinen Grund dafür finden

können! Hermann zeigte ihr nur Liebe und Güte, an der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zweifeln zu wollen, wäre ein Frevel an seiner Liebe gewesen, Mistreß Wards bewies ihr eine uneigennützige, aufopfernde Freundschaft, und die Gründe, welche ihren Vater bewogen hatten, seine Reise unverzüglich fortzusetzen, erschienen ihr nun auch gerechtfertigt.

Sie liebte ja ihren Verlobten, und die Trauung fesselte ihn für Zeit und Ewigkeit an sie, — weshalb freute sie sich nicht recht herzlich darüber, daß die unauflöslichen Bande nun geknüpft werden sollten?

Sie wußte es nicht, sie hoffte, dieses beklemmende, beängstigende Gefühl werde der Freude Raum geben, wenn die Trauung vollzogen sei.

Mistreß Wards hatte ein kleines Festmahl für die Neuvermählten angerichtet, sie war als Gast geladen und so liebenswürdig gewesen, diese Einladung anzunehmen.

Man erwartete jetzt nur noch den Geistlichen; als er kam, traten Hermann und Röschen Hand in Hand vor den kleinen, mit Blumen geschmückten Altar, um das Gelübde ewiger Treue und Liebe abzulegen.

Das Prinzeßchen hielt die Wimpern gesenkt,

ihr Blick hatte nur flüchtig den ehrwürdigen Greis gestreift, der als Diener Gottes vor ihr stand und in salbungsvollem Tone die Ceremonie begann.

Vielleicht, wenn sie ihn scharf beobachtet hätte, würde sie bemerkt haben, daß die Gauner-physiognomie dieses Mannes schlecht mit seinem Beruf harmonirte, vielleicht würde ein entsetzlicher Verdacht in ihrer Seele aufgestiegen sein, wenn ihr Blick seinen tückischen Augen begegnet wäre. So hörte sie nur den Klang seiner Stimme, der keinen Argwohn in ihr wecken konnte, und als das entscheidende „Ja" ausgesprochen war, meinte sie, nun sei der Bann von ihr genommen, unter dessen Druck sie ihre Heiterkeit verloren hatte.

Der Geistliche sprach den Segen und entfernte sich rasch, die Einladung Hermann's, ein Glas Wein mit ihnen zu trinken, lehnte er ab.

Mistreß Wards führte inzwischen die junge Frau in das Zimmer, in welchem das Mahl servirt war, sie wünschte ihr in einem so warmen, herzlichen Tone eine glückliche, segensreiche Zukunft, daß Röschen tiefbewegt sie in ihre Arme schloß und mit Thränen in den Augen ihr dankte für die Freundschaft, die sie in diesem Hause gefunden zu haben glaubte.

Ja, sie war glücklich, sie hatte das Ziel ihrer Wünsche erreicht, und alle früheren Zweifel und Besorgnisse waren nun geschwunden.

Sie nippte mit heiterm Lächeln an dem Glase, welches Hermann für sie gefüllt hatte, und stieß fröhlich mit Mistreß Wards an, die den Wunsch äußerte, in der schönen, jungen Frau eine Freundin für das ganze Leben gefunden zu haben.

„Wie könnte ich Ihnen je die Freundschaft vergessen, mit der Sie mich in Ihrem Hause aufgenommen haben!" erwiderte Röschen, indem sie der bejahrten Dame die Hand reichte. „Nein, das wäre schändlicher Undank, dessen ich mich nimmer schuldig machen werde."

Mistreß Wards nickte befriedigt und drückte der jungen Frau die Hand, während sie gleichzeitig durch einen verstohlenen Blick Hermann aufforderte, die geleerten Gläser wieder zu füllen.

„Ich hoffe, Sie werden auch ferner mit mir zufrieden sein, so lange Sie unter meinem Dache weilen," sagte sie mit einem seltsamen Lächeln, „was an mir liegt, wird gewiß geschehen, Ihnen den Aufenthalt in meinem Hause angenehm zu machen."

„Der hoffentlich sich nicht lange mehr hinausziehen wird!“ warf Hermann ein.

„Ach, daß wir sagen müssen, Ihre baldige Abreise sei unser Wunsch!“ seufzte Mistreß Wards, betrübt das Haupt schüttelnd. „Wie gern möchte ich Sie recht lange bei mir behalten! Aber freilich, vor dem Vater muß ich zurückstehen und ich kann als Ihre Freundin nur wünschen, daß Sie den Vater bald wiedersehen mögen! Der gute, liebe Mann! Er sehnte sich so sehr nach seinem Kinde!“

„Wir werden ihn bald wieder sehen,“ sagte Hermann, seine junge Frau umarmend, „sobald eine Reisegelegenheit sich bietet, eilen wir zu ihm.“

Mistreß Wards hatte sich von ihrem Sitz erhoben.

„Bis dies geschieht, sind Sie meine Gäste,“ antwortete sie, noch einmal dem Prinzeßchen die Hand reichend, „möge es Ihnen unter meinem Dache gefallen.“

Sie nickte den Beiden freundlich zu, und wieder umspielte das seltsame, fast boshafte Lächeln ihre Lippen, während ihre anscheinend treuherzigen Augen die junge Frau mit herzlicher Theilnahme anblickten.

Dann ging sie hinaus, und Hermann schloß hinter ihr die Thüre. Er umarmte seine schöne Frau und küßte sie, und Röschen schmiegte sich so fest und innig an ihn, als ob sie Angst vor einer nahenden Gefahr empfinde und bei ihm Schutz und Hülfe suchen wolle.

Er schloß sie in seine Arme und schritt mit ihr der Thüre zu, die das Schlafgemach mit dem Wohnzimmer verband.

Eine dunkle, brennende Gluth übergoß das schöne Antlitz Röschen's bis zu den Schläfen, fast unwillkürlich blieb sie stehen, als ob sie sich weigern wolle, weiter mit ihm zu gehen, und als sie nun flehend zu ihm aufschaute, erschrak sie vor der verzehrenden Gluth, die in seinen Augen loderte.

Fast gewaltsam zog er sie mit sich fort, mit zitternder Hand öffnete er hastig die Thüre, um in der nächsten Secunde bestürzt zurück zu weichen vor der hochaufgerichteten, drohenden Gestalt des Mädchens, welches am Tage vorher ihn gewarnt hatte.

Sie stand auf der Schwelle des Zimmers, und das Licht der Kerzen fiel voll auf ihr bleiches, zürnendes Gesicht, welches heute der Schminke gänzlich entbehrte.

Auch Röschen war erschreckt zurückgetreten, es war das erste Mal, daß sie diesem Mädchen begegnete, dessen drohende, feindselige Haltung ihr nur Furcht einflößen konnte.

Hermann hatte rasch seine Fassung wieder gefunden.

„Was wollen Sie hier?" fragte er trotzig. „Was berechtigt Sie, in meine Wohnung einzudringen?"

„Das Recht, mit welchem jeder Mensch einen Schurken entlarven darf," erwiderte das Mädchen in einem so festen, entschiedenen Tone, daß Röschen ihren Gatten betroffen anschauen mußte, in der bangen Ahnung, er sei der „Schurke", der jetzt entlarvt werden solle. „Dieser elende Mensch betrügt Sie," wandte sie sich zu dem Prinzeßchen, „Sie haben keine Ahnung davon, in welchem Hause Sie sich befinden —"

„Das Weib ist irrsinnig," fiel Hermann ihr schneidend in's Wort, „ich werde Mistreß Wards rufen."

„Sie werden hier bleiben!" rief das Mädchen, ihm den Weg vertretend. „Sie werden hören, was ich von Ihnen fordere. Mein Fräulein, glauben Sie nicht, Sie seien die rechtmäßige Gattin dieses Mannes, nicht ein Geistlicher hat

Ihrem Bunde den Segen der Kirche gegeben, ein Werkzeug der Mistreß Wards, ein oft bestrafter Gauner hat die Rolle eines Geistlichen in diesem Bubenstück übernommen!"

Entsetzt zog Röschen ihren Arm aus dem Arme des Schurken, der zitternd vor Wuth das Mädchen mit glühenden Augen anstarrte, wie ein Schreckbild, welches plötzlich vor ihm aus dem Boden aufgestiegen war.

„Das ist eine schwere Anklage," sagte sie mit bebender Stimme, und auch ihre Augen ruhten starr und unverwandt auf dem bleichen Antlitz der Anklägerin. „Wehe mir, wenn Sie dieselbe beweisen können, wehe Ihnen, wenn Sie es nicht vermögen."

„Daß ich es kann, weiß er," erwiderte das Mädchen mit einem flammenden Blick auf den jungen Mann, „keine Macht der Erde soll mich abhalten, es zu thun, wenn er sich weigert, meine Forderung zu erfüllen. — O, sie ist leicht zu erfüllen, denn für Gold ist dem schändlichen Weibe in diesem Hause Alles feil, Gold wird uns Beiden die Thüren dieses entsetzlichen Gefängnisses öffnen. Er soll uns hinausführen und die Mittel uns geben, allein, ohne ihn nach Europa zurück zu kehren, dann will ich schwei=

gen. Thut er es nicht, dann morde ich ihn vor den Augen derer —"

„Hinaus mit der Wahnsinnigen!" schrie Hermann, unfähig, seiner Wuth länger zu gebieten, und schon wollte er sich auf das Mädchen stürzen, als Röschen rasch zwischen die Beiden trat. Das alte Mißtrauen war in ihrer Seele wieder erwacht, die Ruhe dieses Mädchens, die Sicherheit, mit der sie die Anklage erhob, und im Gegensatze hierzu die Erregtheit Hermann's, seine Wuth und das offenbare Bestreben, weiteren Enthüllungen selbst durch Gewaltmittel vorzubeugen, das Alles mußte im Verein mit der Erinnerung an die Enttäuschungen der jüngsten Tage ihren Argwohn bestätigen.

Aber trotz alledem konnte sie so rasch nicht an die Verworfenheit des Mannes glauben, dem sie ihre Liebe und ihr Vertrauen geschenkt, ihr ganzes Denken und Empfinden gewidmet hatte.

Nein, sie konnte nicht glauben an diese Verruchtheit, vor der ihre reine Seele Grauen empfand, sie konnte nicht einmal an die Möglichkeit eines solchen Betruges, einer solchen Infamie glauben.

„Beweisen Sie Ihre Anklage," sagte sie mit

mühsam erzwungener Fassung, „erklären Sie mir, in welchem Hause wir uns befinden; so lange Sie diesen Beweis mir schuldig bleiben, muß ich Sie für eine Irrsinnige oder eine Verleumderin halten.“

„Ich werde es thun, wenn — — halt, mein Herr, nicht von der Stelle!“

Mit einer raschen Wendung hatte das Mädchen Röschen beiseite geschoben, aber in demselben Augenblicke stürzte Hermann sich auf sie mit der Gereiztheit und Wildheit eines nach Blut lechzenden Tigers.

Er griff mit seinen mageren Händen nach ihrem Halse, behend wich sie zur Seite, mit einem Schrei der Wüth wiederholte er seinen Angriff, aber im nächsten Augenblicke taumelte er zurück, er griff nach dem Herzen und sank auf den Teppich nieder.

Das Alles war das Werk eines kurzen Moments gewesen, noch begriff Röschen nicht, wie Alles gekommen war; jetzt aber fiel ihr Blick auf die blutige Klinge des Dolches, dessen Griff die Hand des Mädchens umklammert hielt.

„Sie haben ihn gemordet!“ rief sie in wildem Schmerz; dann aber verstummte sie vor dem racheglühenden Blick des Mädchens, welches rasch

ihre Hand erfaßte und sie mit sich in's Wohnzimmer zog.

„Still!" flüsterte das Mädchen mit heiserer Stimme. „Wenn auch die Mauern in diesem Hause so dick sind, daß sie selbst einen lauten Schrei nicht durchlassen, so wäre es dennoch möglich, daß die Alte draußen horchte, um zu erforschen, was hier vorgeht. Und dann, mein armes Kind, wären Sie unrettbar verloren."

Röschen wollte gewaltsam sich von ihr befreien und zu dem Verwundeten zurückkehren, aber es gelang ihr nicht, das Mädchen zwang sie, ihr zu folgen.

„Was ich Ihnen gesagt, und wessen ich jenen Schurken beschuldigt habe, stützt sich auf Wahrheit," fuhr die Letztere fort, indem sie schaudernd den blutbefleckten Dolch auf den mit Schüsseln, Flaschen und Gläsern reich besetzten Tisch warf. „Ich habe ihn gewarnt, er hat auf meine Warnung nicht gehört, meine Drohung nicht beachtet, da mußten die Folgen ihn treffen, wie ich es ihm voraussagte. Kümmern Sie sich nicht um ihn, er ist todt und nicht werth, daß Sie eine Thräne seinetwegen vergießen. Ach, auch ich kam vor Jahren als eine Unschuldige in dieses Haus, auch mich hatte man unter falschen Vorspiegelun-

gen hieher gelockt, und wissen Sie, was ich hier geworden bin?"

Mit Furcht und Schrecken betrachtete Röschen das Mädchen, die Ahnung, daß entsetzliche Enthüllungen dieser Frage folgen würden, dämmerte in ihr auf, aber was sie vernahm, übertraf weit ihre Befürchtungen.

Sie bedeckte das Antlitz mit den Händen und sah dennoch die entsetzlichen, Grauen erregenden Bilder, welche das Mädchen heraufbeschwor, um ihre That zu rechtfertigen; oft wollte sie von ihrem Sitz aufspringen und ihr zurufen, das Alles seien Lügen, Hirngespinnste einer Wahnsinnigen, es sei nicht möglich, daß ein Menschenherz eine solche Fülle von Bosheit, Sünde und Ruchlosigkeit bergen könne, und vorzüglich Mistreß Wards halte sie solcher Verruchtheit nicht fähig.

Aber die Mittheilungen des Mädchens trugen zu deutlich den Stempel der Wahrheit, Röschen konnte ihnen nicht entgegentreten, zumal ja auch ihr früheres Mißtrauen gegen den Ermordeten diesen Mittheilungen einen fruchtbaren Boden bereitete.

Sie sah jetzt ein, daß sie eine Thörin gewesen war, als sie den Gründen Glauben schenkte,

mit denen Hermann die Weiterreise ihres Vaters rechtfertigen wollte, es ward ihr immer klarer, daß der Mann, dem sie ihre theuersten Güter anvertraut hatte, ein Schurke gewesen war.

„Nun wissen Sie, wo Sie sind," schloß das Mädchen ihre Mittheilungen, „nun werden Sie an der Wahrheit meiner Anklage nicht mehr zweifeln. Ich sah Sie gestern, als Sie ankamen, und fühlte mich zu Ihnen hingezogen, ich wußte, welches Loos Ihnen hier bereitet werden sollte, und beschloß, Sie zu retten."

„Und welches Loos erwartete mich hier?" fragte Röschen mit wachsendem Entsetzen.

„Der Schurke würde nach einigen Wochen Sie verlassen haben, und Sie wären als eine Gefangene hier zurückgeblieben, als eine Sklavin des Satans, den Sie Ihre Freundin nennen. Ich habe Ihnen gezeigt, welche Mittel dieses Weib anwendet, um ihre Zwecke zu erreichen, und mit welcher Bosheit sie Tugend, Unschuld und Ehre in den Staub tritt. Nur der Tod hätte Sie aus der Gewalt dieses Satans befreien können, aber der Tod ist grausam, er verschont Die, welche ihn herbeisehnen, und —"

„Giebt es denn keinen Weg aus diesem Hause?" fiel Röschen ihr zitternd vor Angst in's

Wort. „Und konnten Sie kein anderes Mittel finden, um mich zu warnen und zu beschützen?"

„Nein," erwiderte das Mädchen, und ein herber Zug umzuckte ihre Lippen, ein Zug der Bitterkeit, der Verachtung und des glühendsten Hasses. „Wenn es mir möglich gewesen wäre, würde ich Sie gewarnt haben, aber das Weib bewachte mich mit Argusaugen. Niemand, außer ihr selbst, durfte sich diesen Gemächern nähern, und wie wir, die jungen Mädchen im Hause, bewacht wurden, so waren auch Sie bewacht. Ich habe nur einen Theil der Unterredung Ihres Bräutigams mit dem Weibe vernommen, aber was ich hörte, genügte, mich erkennen zu lassen, daß Sie verloren waren, wenn ich nicht die schändlichen Pläne dieses Gesindels durchkreuzte. Unter dem Vorwande einer starken Erkältung verschaffte ich mir die Erlaubniß, heute in meinem Zimmer bleiben zu dürfen, und während der Trauung ward es mir möglich, mich in Ihr Schlafgemach zu schleichen, in welchem ich mich auf den entscheidenden Augenblick vorbereitete. Wüßte das Weib, was hier vorgefallen ist, so würde sie gewaltsam die Thüre sprengen, ich erhielte die Peitsche, die Leiche des Ermordeten verschwände spurlos, und Sie könnten in einem

finstern Kerker Ihre letzten Hoffnungen zu Grabe tragen."

„Hat dieses Weib solche Gewalt?" fragte das Prinzeßchen, vergeblich nach Fassung ringend. „Was wird morgen geschehen? O mein Gott, ich fühle mich dem Wahnsinn nahe, die Leiche nebenan — die Angst vor dieser Frau — schützen, retten Sie mich! Aber wie können Sie mich schützen? Sie werden ja selbst verfolgt — o, meinetwegen haben Sie ein Verbrechen begangen, ein Verbrechen, welches Sie auf das Blutgerüst bringen wird!"

In fieberhafter Erregung hatte Röschen sich erhoben, eine unwiderstehliche Gewalt drängte sie, in das Schlafgemach zu eilen, aber der Gedanke an die Leiche hielt sie zurück.

„Was liegt an meinem Leben?" antwortete das Mädchen bitter. „Mag es die Schuld sühnen, die Furcht vor dem Tode hätte mich nicht abhalten können, dem Schurken den Dolch in das falsche Herz zu stoßen! Das Leben hat für mich jeden Werth verloren, ich werfe es ab wie eine Bürde, deren man überdrüssig ist! Ueberdies dürfen wir wohl mit Sicherheit annehmen, daß die Alte der Polizei keine Anzeige von dem Vorfall machen wird, um nicht selbst in Conflict

mit ihr zu kommen. Ihre Creaturen werden die Leiche fortschaffen, und alle späteren Nachforschungen nach dem spurlos Verschwundenen vergeblich sein. Denken wir jetzt nur darüber nach, wie wir aus diesem Hause entkommen können, ich hoffe, wir werden bei dem Schurken genügende Mittel finden, die uns die Rückreise nach Europa ermöglichen. Alsdann mögen unsere Wege sich wieder trennen, Sie kehren zu Ihren Angehörigen zurück, ich werde versuchen, durch meiner Hände Arbeit mein Dasein zu fristen."

Verwirrt, betäubt, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, saß Röschen da, den starren Blick auf das Mädchen geheftet, dessen Muth und Ruhe sie bewundert haben würde, wenn nicht Furcht, Schrecken und Entsetzen sie unfähig für jede andere Empfindung gemacht hätten.

„Es giebt nur einen Weg," fuhr das Mädchen fort, „er ist beschwerlich und auch mit Gefahren verknüpft, aber ich denke, auch Sie ziehen den Tod der Schande vor."

„Gewiß!"

„Wohlan, wir müssen aus dem Material, welches wir hier finden, einen Strick, oder besser eine Strickleiter drehen und uns durch das Fenster in den Garten hinunterlassen. Durch

das Haus können wir nicht, alle Thüren, die hinausführen, sind geschlossen, und die Alte trennt sich nie von den Schlüsseln; wenn Jemand Einlaß begehrt, öffnet sie selbst. Im Garten angekommen, müssen wir versuchen, die Mauer zu übersteigen, es sind da mehrere schadhafte Stellen, die uns diesen Versuch hoffentlich ermöglichen werden. Sind Sie bereit, mich auf diesem Wege zu begleiten?"

„Ohne Bedenken," erwiderte Röschen lebhaft.

„So wollen wir das Werk beginnen," sagte das Mädchen mit der ihr eigenen, fast beängstigenden Ruhe, indem sie sich einer Portière näherte und die Schnüre herunterriß.

Das Prinzeßchen warf noch einmal einen scheuen Blick auf das anstoßende Gemach, strich dann hastig mit der Hand mehrmals über Stirne und Augen, und folgte danach dem Beispiel ihrer Beschützerin, die geschäftig das Material herbeiholte, dessen sie zur Ausführung ihres kühnen Planes bedurfte.

In derselben Stunde pochten drei Männer, Einlaß begehrend, an der Hausthüre, und da die Art des Pochens einen Gast kennzeichnete, der mit den Geheimnissen dieses Hauses vertraut

war, so trug Mistreß Wards kein Bedenken, die Thüre zu öffnen.

Die Eintretenden waren Konrad, Wilhelm und ein Polizei-Agent, und da Mistreß Wards keinen dieser Herren kannte, wohl aber in den beiden Ersteren Fremde erkannte, so glaubte sie, einige Goldvögel gefangen zu haben, die das Bedürfniß fühlten, ihrer goldenen Federn beraubt zu werden.

Sie führte sie in das Spielzimmer, in welchem sie von jungen Damen empfangen und an den grünen Tisch begleitet wurden; aber der Agent bemerkte kaum, daß unter der Gesellschaft sich nur zwei Herren befanden, als er dem Referendar befahl, die Thüren zu schließen und Jeden niederzuschießen, der einen Versuch mache, dieses Zimmer zu verlassen.

Die Damen stießen einen Schreckensruf aus, die Herren erhoben sich trotzig und machten die Revolver, welche sie aus der Brusttasche zogen, schußfertig.

Mistreß Wards aber eilte in eine Ecke des Gemachs, und schon hatte sie den Arm ausgestreckt, um eine rothe Schnur zu ergreifen, die von der Decke niederhing, als der Beamte ihr

mit seinem Stabe einen heftigen Schlag auf die Hand versetzte.

Im nächsten Augenblicke stand der Agent schon vor der Schnur, mit einem triumphirenden Blick das Weib anschauend, welches in drohender, feindseliger Haltung, wie zu einem Kampfe auf Tod und Leben gerüstet, vor ihm stand.

„Vor allen Dingen mache ich Sie darauf aufmerksam, daß meine Leute vor dem Hause angewiesen sind, beim ersten Schuß die Thüre gewaltsam zu erbrechen," sagte er; „überdies sind wir Drei, wie Sie sehen, gut bewaffnet, und die beiden ersten Kugeln aus dem Revolver strecken Sie, meine Herren, so sicher nieder, wie Sie mich augenblicklich vor sich sehen. Wollen Sie es darauf ankommen lassen, so beginnen Sie den Kampf, der Ihnen unter allen Umständen das Leben kosten wird. Glauben Sie nicht, daß ich ein solches Haus unvorbereitet betrete, ich kenne die Bedeutung solcher Schnüre und bin durchaus kein Freund von einem Kampf in der Finsterniß."

Die letzten Worte waren an Mistreß Wards gerichtet, die jetzt ihre Fassung und zugleich ihren Trotz wiedergefunden hatte.

„Was suchen Sie hier?" fragte das Weib,

ihre Spießgesellen durch einen bedeutungsvollen Blick ermahnend, Frieden zu halten. „Sie haben kein Recht, in meine Wohnung einzudringen!"

„Was ich hier suche, hoffe ich auch zu finden," erwiderte der Beamte ruhig, während seine Begleiter jede Bewegung der Anwesenden beobachteten. „Sie haben gestern fremde Gäste aufgenommen!"

„Wissen Sie das so genau?" fragte Mistreß Wards höhnisch.

„Ja, der Kutscher, der die Gäste brachte, hat es mir mitgetheilt, und ich habe keinen Grund, die Wahrheit seiner Aussage zu bezweifeln."

„Nun, die Wahrheit ist, daß diese Gäste schon gestern Abend mein Haus wieder verlassen haben," sagte das Weib trotzig; aber das spöttische Lächeln des Beamten mußte ihr beweisen, daß er sehr wohl wußte, welchen Werth er auf diese Antwort legen durfte.

„So rasch verlassen die Gäste, welche Ihr Haus aufsuchen, dasselbe nicht wieder," erwiderte er gemessen, „der Zweck, der sie bewegt, hier einzukehren. — — — Herr Bauerband, nehmen Sie den Burschen mit dem blonden Bart scharf auf's Korn, bei der geringsten verdächtigen Be-

wegung schießen Sie ihn nieder, die Verantwortung übernehme ich."

Da Konrad kein Englisch verstand, woran der Agent in diesem Augenblicke wohl nicht denken mochte, so übersetzte der Referendar ihm diese Worte, und in seiner fieberhaften Erregung würde der junge Mann kein Bedenken getragen haben, diesen Befehl prompt auszuführen, wenn der Betreffende ihm dazu Anlaß gegeben hätte.

Mistreß Wards ermahnte ihre Kreaturen abermals durch einen Blick zur Ruhe, dann wiederholte sie in einem sehr festen und entschiedenen Tone, die Gäste seien schon seit vierundzwanzig Stunden wieder abgereist.

„Sie werden mir erlauben, das so lange zu bezweifeln, bis ich mich durch den Augenschein überzeugt habe," entgegnete der Agent, seine Ruhe bewahrend, „Sie werden meinen Leuten Ihr Haus öffnen und mir gestatten, Haussuchung zu halten."

„Nimmermehr!" rief das Weib wüthend. „Ich gestatte Ihnen nichts, wozu Ihr Amt Sie nicht berechtigt!"

„Wir werden sehen!"

Mit diesen Worten drängte der Beamte Mistreß Wards, indem er ihren Arm ergriff, vor sich

her zur Thüre, mit lauter Stimme seinen Begleitern befehlend, alle Anordnungen, die er ihnen gegeben habe, pünktlich und ohne Furcht vor den Folgen zu beobachten.

„Wollen Sie öffnen, oder nicht?" fragte er das Weib auf der Schwelle des Zimmers, und wieder verneinte sie in demselben entschiedenen Tone, aber dieses „Nein" war kaum über ihre Lippen, als draußen ungestüm angepocht wurde.

Der Beamte eilte zur Thüre, Mistreß Wards mit sich fortziehend.

„Was giebt's?" rief er.

„Man versucht, aus einem Zimmer an der Gartenseite zu entfliehen," lautete die Antwort.

„Drei Mann übersteigen die Mauer und erwarten im Garten die Flüchtlinge!" rief der Agent. „Alle Uebrigen hieher zu mir! Jetzt die Schlüssel, Madame, oder ich entreiße sie Ihnen mit Gewalt, der Scherz hat ein Ende, der Ernst beginnt!"

Noch immer weigerte Mistreß Wards sich, aber der Beamte machte kurzen Proceß; während er sie so fest umschlungen hielt, daß sie sich nicht wehren konnte, durchsuchte er ihre Taschen, und bald darauf war die Hausthüre geöffnet. Vier Beamte besetzten das Spielzimmer, zwei andere

begleiteten mit Konrad und Wilhelm den Agenten, der hastig die Treppe hinauf eilte.

Oben angelangt, rief Konrad, überwältigt von seiner Angst, den Namen Röschen's, ein nur schwach vernehmbarer Schrei antwortete ihm, aber dieser Schrei genügte, den Rettern zu zeigen, wo sie die Bedrohte suchen mußten.

Gleich darauf wurde eine Thüre geöffnet, mit einer brennenden Kerze in der Hand stürzte Röschen den Freunden entgegen und brach bewußtlos in den Armen Konrad's zusammen.

Wilhelm und der Beamte eilten in das Zimmer, sie fanden hier die Leiche Hermann's, und neben ihr das Mädchen, welches den Schurken gemordet hatte.

Ruhig und furchtlos nannte das Mädchen die Gründe ihrer That, und die Enthüllungen, welche sie machte, berechtigten den Beamten, nicht allein sie und Mistreß Wards, sondern auch alle übrigen Bewohner dieses Hauses zu verhaften.

Unter diesen Verhafteten befand sich auch das Subject, welches die Rolle des Geistlichen gespielt hatte, Röschen würde ihn nicht wiedererkannt haben, aber er selbst rühmte sich mit frecher Stirne seiner ehrlosen Handlungen und wälzte

die Verantwortung für dieselben auf Mistreß Wards, deren Werkzeug er war.

Fest und innig hielt Konrad die Gerettete umschlungen, überwältigt von den Gefühlen, die auf ihn einstürmten, küßte er sie unzählige Male, und Röschen, schaudernd vor dem Abgrunde, vor dem sie gestanden hatte, und dessen Schrecken erst jetzt ihr völlig klar wurden, ließ es geschehen. Die Liebe, die sie stets zu ihm im Herzen getragen hatte, erwachte wieder, sie schlang ihre duftenden Blüthenketten um diese beiden Herzen und fesselte sie für Zeit und Ewigkeit aneinander.

Während Röschen ihrem Vetter die Ereignisse der jüngsten Wochen berichtete, und er ihr mittheilte, daß ihr Vater freigesprochen sei, durchsuchte Wilhelm die Taschen und das Gepäck des Ermordeten. Er fand außer den Werthpapieren, die dem Bankier entwendet worden waren, noch eine namhafte Summe in Gold und Banknoten, er nahm dies Alles an sich, um es dem rechtmäßigen Eigenthümer zu überbringen.

Mit Thränen in den Augen nahm Röschen Abschied von dem Mädchen, welches mit Muth und Fassung ihrem Schicksal entgegenging. Ueber die Folgen des Mordes beruhigte der Beamte sie, indem er sagte, im Hinblick auf die Verhält=

nisse, unter denen die That begangen worden sei, werde sie keine schwere Strafe treffen.

Röschen bat sie, zu ihr zu kommen, sobald die Strafe abgebüßt sei, das Mädchen versprach ihr, der Einladung zu folgen. Darauf verließen Alle das Haus, in welchem nur die Leiche zurückblieb, für deren Beerdigung der Beamte, mit Berücksichtigung aller darauf bezüglichen Wünsche Wilhelm's, Sorge tragen wollte.

Mistreß Wards, die bald darauf zu lebenslänglicher Gefängnißhaft verurtheilt wurde, sah Röschen nicht wieder.

Neuntes Kapitel.

Wie Theodor Bauerband es am Tage der Abreise des Referendars vorausgesehen hatte, so traf es auch ein.

Nachdem der Buchhalter die Bilanz gezogen hatte, stellte es sich heraus, daß der stolze Bankier plötzlich ein Bettler geworden war, der kaum noch die Mittel besaß, den Forderungen seiner Gläubiger gerecht zu werden.

Wer dies zuerst in die Oeffentlichkeit gebracht hatte, wußte Niemand, aber Thatsache war es, daß schon nach wenigen Tagen Jedermann über den nahen Bankerott des vordem so angesehenen Bankhauses sprach.

Das plötzliche und spurlose Verschwinden des Rittergutsbesitzers, die Verhaftung Fanny's, und die Entdeckung, daß Letztere die Schwester des Abenteurers war, die Flucht Hermann's, über

deren Ursache und Zweck mancherlei dunkle Gerüchte in's Publikum drangen — alles dies mußte dazu beitragen, das schonungslose Urtheil der öffentlichen Meinung zu bestätigen, und es waren nur Wenige, die Mitleid mit dem Bankier empfanden. Man konnte dreist behaupten, daß diese Wenigen sich auf Mathias Bauerband, Eleonore, den kleinen Rentner und den Buchhalter beschränkten, denn Freunde hatte der Bankier nie besessen, und selbst Madame Bauerband, geborne von Wurzer, hatte nur Vorwürfe und Klagen für ihren unglücklichen Gatten.

Den Schwur, den sie einst am Altare abgelegt hatte, schien sie plötzlich vergessen zu haben, sie half ihm nicht, die schwere Last zu tragen, die das Schicksal ihm auferlegte, sie warf ihm vor, er habe auf ihre Warnungen nicht gehört, einem Schwindler Vertrauen geschenkt und diesem Schwindler zu Liebe ihre Pläne durchkreuzt, die ihn zum Millionär gemacht und mit Orden und Titel überhäuft haben würden.

Was half es ihm, daß er sich vor ihr zu rechtfertigen suchte? Er konnte es nicht, seine geistige Kraft war gebrochen, und die triftigsten Gründe würden bei der erbitterten, gefühllosen Frau keinen Anklang gefunden haben.

Sie erinnerte sich plötzlich, daß sie einem ihrer adligen Verwandten schon seit längerer Zeit einen Besuch schuldete, sie reiste ab, ohne auf die Bitten Eleonore's zu hören, und nahm von ihrem Gatten in einer Weise Abschied, die ihre Herzlosigkeit so scharf und deutlich hervortreten ließ, daß Theodor Bauerband sie ohne Bedauern scheiden sah.

Und nun, nachdem auch sie das schiffbrüchige Wrack verlassen hatte, stürmte Alles auf den Bankier ein.

Die Gläubiger verlangten Zahlung, die früheren Eigenthümer der im Auftrage Wollheim's angekauften Ländereien forderten die Kaufschillinge und Sicherstellung ihrer Capitalien, die Inhaber der Wechsel Wollheim's drangen auf Deckung. Jeder wollte zuerst das Seinige retten, Keiner sich so lange gedulden, bis der Schuldner seine Ausstände eingezogen hatte.

Eleonore bewies in diesen schweren Tagen dem Vater, wie sehr er sich in ihr getäuscht hatte, als er ihr Mangel an Gefühl und Kindesliebe vorwarf.

Sie wich nicht von seiner Seite, sie saß im Cabinet bei ihm, tröstend und ermuthigend, so oft die Verzweiflung sich seiner bemächtigen wollte.

Sie hielt die Hoffnung wach in ihm, daß es dem Referendar gelingen werde, dem Flüchtling den Raub abzujagen, und so oft sie über diesen Punkt mit ihm redete, mußte er aus ihren Worten, aus dem Aufleuchten ihrer dunklen Augen erkennen, daß eine starke, innige Liebe zu dem jungen Manne in ihrem Herzen Wurzel gefaßt hatte.

Der Rentner Beier zeigte sich ebenfalls als ein treuer und aufrichtiger Freund.

Er suchte im Verein mit dem alten Buchhalter, dessen Thatkraft der unerwartete, schwere Schicksalsschlag gelähmt hatte, die Gläubiger zu beschwichtigen, er scheute weder Mühe noch Zeit, um das Schwerste von dem tiefgebeugten Manne abzuwenden, aber auch seine Bemühungen waren vergeblich, in dem Kampfe mit der Selbstsucht derer, die nicht das kleinste Opfer bringen wollten, um einen bisher geachteten, redlichen Mann vor der Verzweiflung, der Schande und Armuth zu bewahren, mußte er unterliegen.

Theodor Bauerband sah sich bald genöthigt, seine Zahlungen einzustellen, die Gläubiger ernannten aus ihrer Mitte einen Curator, der das Geschäft liquidiren und ihre Forderungen allmälig tilgen sollte.

Der Bankier zog sich in seine Privatwohnung

zurück, er war zerfallen mit der Menschheit, außer Eleonore und dem Rentner wollte er Niemand sehen.

Aber so sehr auch seine Frau und sein Sohn an ihm gesündigt hatten, kam doch keine Klage gegen sie über seine Lippen, er nannte nie ihre Namen, erwähnte ihrer nie mit einer Silbe, sie schienen Beide für ihn todt und vergessen zu sein.

Mathias Bauerband, der ihn besuchen wollte, wurde abgewiesen, durch seine Tochter erfuhr der Bankier, daß der Maler sich auf der Besserung befinde, und Meister Mathias durch die Schande und das schmähliche Ende seines Sohnes tief niedergebeugt sei.

Er nahm kaum Interesse daran, das eigene Unglück stumpfte ihn ab gegen den Kummer und die Sorgen Anderer.

Er hörte ferner, daß Katharina Weller, alias Fanny Wilde unter polizeilicher Begleitung eine Reise nach dem Süden Deutschlands angetreten habe, um dort sich wegen früher verübter Betrügereien zu verantworten, daß laut eingetroffener Nachrichten der Bruder dieser Betrügerin, Herr Rittergutsbesitzer von Wollheim, sich glücklich nach Amerika eingeschifft habe, und wenig Hoffnung vorhanden sei, sich dort seiner Person zu bemächtigen.

Das Alles erzählte ihm der kleine Rentner in seiner lebhaften Weise, manche beißende Bemerkung über dieses saubere Geschwisterpaar einflechtend, während er zahllose Seifenbecken ausschüttete und dazwischen unzählige Prisen nahm.

Beier sagte ihm auch, in der Brust des genesenden Malers lodre noch immer der alte, glühende Haß, der durch die Erinnerung an die Entführung seines Kindes täglich genährt werde.

Das schreckte den alten Mann aus seinem dumpfen Brüten auf, er blickte irr mit seinen unstäten Augen den kleinen Herrn an und nickte dann, als ob er sagen wolle, es könne ja nicht anders sein, dieser Haß sei gerechtfertigt, es würde ihn in hohem Grade wundern, wenn sein Bruder ihm die Hand zur Versöhnung bieten wolle.

Aber es schien ihn dennoch schwer getroffen zu haben, denn er seufzte tief und schmerzlich auf, wie einer, der unter dem Druck einer schweren Last stöhnt, die er nicht abzuwerfen vermag.

So lagen die Dinge, als eines Tages ein Telegramm aus Hamburg eintraf, in welchem Wilhelm dem Bankier anzeigte, daß er mit guter Botschaft bald heimkehren werde.

Der Curator des Geschäfts hatte dieses Telegramm geöffnet, er brachte es dem alten Herrn

und verlangte zu wissen, worauf die „gute Botschaft" sich beziehe.

Theodor Bauerband sah sich durch diese Frage gezwungen, seinen Sohn des Diebstahls zu beschuldigen, es war das erste Mal seit der Abreise Hermann's, daß er den Namen desselben nannte.

Seine Mittheilung rief einen unangenehmen Auftritt hervor. Der Curator, ein Mensch, dessen ganzes Sinnen und Streben nur darauf gerichtet war, Schätze zu sammeln und sich, gleichviel durch welche Mittel, zu bereichern, machte dem alten Manne den beleidigenden Vorwurf, er habe die Flucht seines Sohnes begünstigt, selbst ihm die Summen eingehändigt, um etwas aus dem Schiffbruch für sich zu retten, und als Theodor Bauerband mit Entrüstung diesen ungerechten Vorwurf zurückwies, mußte er Worte hören, wie sie bisher nur sein Bruder Hugo im Uebermaß seines glühenden Hasses ihm gesagt hatte.

Eleonore, empört über dieses rohe, herzlose Benehmen, trat dem Manne, der so wenig Achtung vor fremdem Unglück zeigte, energisch entgegen; auch sie erntete nur Hohn und Beleidigungen, und der Curator entfernte sich mit der Drohung, daß er ihnen binnen wenig Tagen

das Haus über dem Kopfe versteigern lassen werde, um die Ansprüche der betrogenen Gläubiger zu befriedigen.

Dieser Auftritt brachte den alten Mann der Verzweiflung nahe, jetzt erst trat mit allen ihren Schrecken die Frage an ihn heran, wie seine Zukunft sich gestalten werde?

Er war ein Bettler, es wäre Thorheit gewesen, zu hoffen, daß er aus dem Schiffbruch etwas retten werde.

Ja, er war ein Bettler, und wenn sein Bruder Mathias sich nicht seiner annahm, so blieb ihm nichts übrig, als mit dem Bettelsack von Thüre zu Thüre zu gehen.

Er fragte sich, ob es ihm möglich sein werde, durch Arbeit sein Dasein, wenn auch kümmerlich, zu fristen, die Antwort lautete verneinend.

An Leib und Seele gebrochen, fühlte er sich zur Arbeit nicht mehr fähig, uud der Rest seines Stolzes empörte sich dagegen, nur gehorchen und dienen zu sollen, nachdem er so lange geherrscht hatte.

In dieser trüben, verzweifelten Stimmung traf Wilhelm ihn bei seiner Heimkehr.

Der alte Mann hatte nicht die Kraft, sich vom Sessel zu erheben und ihm entgegen zu

gehen, er mußte es seiner Tochter überlassen, den Eintretenden zu empfangen, aber während sie es that, beobachtete er scharf die Beiden, und ein Ausdruck der Befriedigung breitete sich über sein bleiches, welkes Gesicht, als er das freudige Aufleuchten in den Augen Beider bemerkte.

Wilhelm reichte ihm die Hand und äußerte die Hoffnung, daß der günstige Erfolg seiner Reise das Schlimmste abwenden und den schwankenden Boden wieder befestigen werde.

Theodor Bauerband schüttelte das Haupt, und der Blick, den er dabei dem jungen Manne zuwarf, ließ diesen erkennen, daß der Stern der Hoffnung längst und für immer untergegangen war in der finstern Nacht, die den Unglücklichen umgab.

Der Referendar legte die Werthpapiere in die welken Hände Bauerband's und forderte ihn auf, sie mit der Liste, die er damals von ihm erhalten habe, zu vergleichen, aber wieder schüttelte der alte Mann das Haupt, und das Paketchen hinlegend, erwiderte er, es sei Sache des Curators der Fallitmasse, diese Prüfung vorzunehmen, er wolle dem mißtrauischen Manne nicht vorgreifen.

Dann fragte er nach seinem Sohne, er ver-

langte zu wissen, wo, und unter welchen Verhältnissen der Referendar ihn angetroffen und verlassen habe, und da Wilhelm mit der Antwort zögerte, bat er ihn, ohne Hehl die Wahrheit zu sagen und nichts zu verschweigen.

Nun hatte Wilhelm freilich sich vorgenommen, den alten Herrn allmälig auf die Hiobspost vorzubereiten und vorher mit Eleonore über das Schicksal ihres Bruders zu reden, damit auch sie dazu beitragen könne, daß der harte Schlag nicht so plötzlich den alten Mann treffe; aber es regten sich jetzt Bedenken in ihm, die ihn in seinem Entschlusse wankend machten.

Röschen und Konrad waren gleichzeitig mit ihm heimgekehrt, wie nahe lag die Möglichkeit, daß der Maler sich von seiner Wuth über den an seinem Kinde verübten Betrug hinreißen ließ, ohne Verzug zu dem Bruder zu eilen, um über ihn die Schale seines Hasses auszugießen!

Es war besser, wenn er dem alten Manne ohne Rückhalt die Ereignisse in New-York mittheilte, Theodor Bauerband mußte ja im Grunde genommen in dem Tode seines verlorenen Sohnes eine Beruhigung finden.

Theodor Bauerband hörte ihm zu, den starren,

ausdruckslosen Blick unverwandt auf ihn gerichtet, und während in dem todesbleichen Antlitz Eleonore's Entrüstung und wachsendes Entsetzen sich spiegelten, verrieth kein Zug in seinem Gesicht, was seine Seele bei diesen Mittheilungen empfand. Wie aus einem tiefen Traume fuhr er empor, als der Referendar schwieg, Eleonore hielt ihn umschlungen und blickte den jungen Mann zürnend an, während ihre schönen Augen sich mit Thränen füllten.

„Das war der letzte und wohl der schwerste Schlag," sagte der alte Mann, tief aufseufzend, indem er mit der Hand langsam über die Stirne strich. „Eleonore, sei so gut und laß mich mit dem Herrn Referendar allein, ich werde läuten, wenn ich Deiner bedarf. Nein, nein, besorge nichts, ich bin ruhig und gefaßt, geh, ich bitte Dich darum."

Und als ob plötzlich ein unerwarteter Glücksfall ihn betroffen habe, der allen Sorgen, allem Gram ein Ende mache, richtete er sich nach diesen Worten empor, seine Augen erhielten wieder Glanz, und ein Zug der Entschlossenheit umspielte seine Lippen. Er faßte seine Tochter an der Hand und begleitete sie zur Thüre, dann kehrte er zu dem jungen Mann zurück, der sein

Erstaunen über diese plötzliche und nach seinem Urtheil völlig ungerechtfertigte Umwandlung nicht verhehlen konnte.

„Das war der letzte Schlag," wiederholte er, „und wenn ich's recht bedenke, so muß ich dem Himmel dafür danken, daß er der Laufbahn des verlorenen Sohnes ein Ziel gesetzt hat, ehe sie in's Zuchthaus führte. Hermann war so tief gesunken, daß es für ihn keine Rettung mehr gab, der Dolch der Mörderin bewahrte ihn vor neuen Verbrechen, die er nie hätte sühnen können! Wohl, nun weiß ich ihn versorgt, die Frage, wie seine Zukunft sich gestalten werde, foltert mein brechendes Herz nicht mehr. Meine Frau hat mich verlassen — — das ist das Ende einer Ehe ohne Liebe!"

Wieder strich er mit der Hand über die Stirne, dann bedeckte er mit ihr eine kurze Weile seine Augen.

„Sie haben noch Eleonore," erwiderte Wilhelm bewegt, „dieses Kind wird Ihnen ersetzen, was Sie verloren haben."

„Wen aber hat sie?" fragte der alte Mann mit einem raschen, prüfenden Blick auf die Züge des jungen Herrn. „Einen Bettler, den zu ernähren sie gesetzlich verpflichtet ist. Es war

keine schlechte und thörichte Sitte bei unseren Vorfahren, daß die Greise, wenn sie schwach und zur Arbeit untauglich wurden, sich die Adern öffneten, — nein, es war eine vernünftige Sitte, man haut ja auch die alten Bäume um, wenn sie absterben, um an ihre Stelle junge Stämme zu pflanzen. Ich bin zur Arbeit untauglich geworden, Herr Referendar, ich bin geistig und körperlich erlahmt, ich kann mich überdies nicht dazu bequemen, der Sklave Anderer zu werden. Wenn ich nur mein armes, gutes Kind versorgt wüßte! Soll ich sie der Gnade meiner Verwandten empfehlen? Soll ich mich mit der Hoffnung beruhigen, die pflichtvergessene Mutter — — o, das wäre eine erbärmliche Existenz, erbärmlicher, wie die eines Bettlers! Eleonore ist nicht so stark, so muthig, so ruhig und freudig in der Entsagung, wie das Prinzeßchen; sie wird sich nicht glücklich fühlen können in einer armseligen Dachstube, sie wird langsam hinsiechen, wenn sie durch ihrer Hände Arbeit ihr Brod verdienen soll."

Er sah bei diesen Worten, die er im Tone tiefster Betrübniß sprach, den jungen Mann flehend an, als ob er bei ihm Trost und Hülfe suchen wolle, dann seine Hand ergreifend, fuhr er mit seltsamer Hast fort:

„Eleonore ist arm, aber ich darf behaupten, ihr edles, treues Herz wiegt die fehlende Mitgift auf. Ja, sie hat ein edles Herz, und dieses Herz wird den Mann, den es liebt, glücklich machen.“

Betroffen blickte Wilhelm zu dem alten Herrn auf, er wußte nicht, wie er diese Worte deuten durfte, sie weckten in seiner Seele Hoffnungen und Zweifel.

„Wissen Sie, wen dieses Herz liebt?“ fragte Theodor Bauerband nach einer Pause. „Ich habe geschwiegen und beobachtet, ich weiß, daß es mit inniger Liebe an dem Manne hängt, der es vor namenlosem Leid, vor Schande und Elend so ritterlich beschützte.“

Eine brennende Gluth ergoß sich über das Antlitz des jungen Mannes, so nahe hatte er sich dem heiß ersehnten Ziele nicht geglaubt, die Freude drohte ihn zu überwältigen.

„Wenn dies die Wahrheit ist, dann haben Sie mir das höchste Glück des Lebens verkündet,“ sagte er mit zitternder Stimme, indem er dem Bankier die Hand drückte, „ein Glück, auf welches ich nicht zu hoffen wagte, weil ich glaubte, es liege mir unerreichbar fern.“

Ueber die Lippen Bauerband's glitt ein Lächeln innerer Befriedigung.

„Ja, es ist die Wahrheit," antwortete er, „Eleonore liebt Sie, und ich würde nicht gewagt haben, Ihnen das zu sagen, wenn ich nicht gewissermaßen die Ueberzeugung gehegt hätte, daß Sie diese Liebe erwidern. Ich frage Sie nicht, ob Sie meinem Kinde ein treuer, liebevoller Gatte sein wollen, ich weiß, daß Sie Eleonore so glücklich machen werden, wie sie es verdient. Ah — wie viel größer würde meine Freude sein, wenn ich meinem Kinde am Hochzeitstage eine namhafte Summe überreichen könnte!"

„Glauben Sie, daß dies unser Glück erhöhen würde?" fragte der Referendar, aus dessen Augen eine reiche Fülle von Glück und Freude leuchtete. „Ich hoffe, nach wenigen Monaten eine einträgliche Advocatur zu besitzen, sollten meine Einkünfte nicht ausreichen, die Kosten der Haushaltung zu bestreiten, so wird die nicht unbedeutende Rente meines Vaters den nöthigen Zuschuß geben."

Theodor Bauerband hatte, während der junge Mann dies sagte, an der Glockenschnur gezogen, gleich darauf trat Eleonore ein. Ahnte sie, las sie in dem strahlenden Gesicht Wilhelm's und

in den freudig leuchtenden Augen des Vaters, was die beiden Herren mit einander besprochen hatten?

Ueber und über erglühend, senkte sie vor dem strahlenden Blicke des Referendars die Augen, um sie im nächsten Moment fragend zu dem Vater aufzuschlagen, der lächelnd ihre Hand erfaßte und sie in die Hand des jungen Mannes legte.

„Ich hoffe, daß Du diese Wahl billigen wirst," sagte er mit bewegter Stimme; „seid glücklich, Kinder, möge der Himmel Euch mit seinem reichsten Segen überschütten!"

Er ging hinaus und überließ die Liebenden ihrem Glück und ihrer Freude; er saß im Nebenzimmer am Fenster und blickte, das Haupt auf die Hand gestützt, nachdenklich hinaus.

Er gedachte der Stunde, in der auch er um die Hand seiner künftigen Gattin geworben hatte.

Ja, um die Hand — nicht um das Herz, seine Seele hatte bei dem ersten Kuß nichts empfunden.

Nicht die Liebe hatte das fesselnde Band um die Herzen geschlungen, damals nicht, und auch später nicht, Stolz und Selbstsucht hatten die

Herzen beider Gatten so sehr erfüllt, daß die Liebe keinen Raum in ihnen fand.

Wie konnte es ihn nun wundern, daß das Band so rasch zerrissen war? —

Die Seligkeit, welche die Beiden in dieser Stunde empfanden, in dieser Stunde, die jedes liebende und geliebte Herz die schönste seines Lebens nennt, hatte er nie gekannt, und — nie entbehrt; jetzt erst, als das Schicksal ihm die Binde von den Augen nahm und ihn erkennen ließ, daß Gold allein des Lebens Glück nicht begründen kann, und daß in jedem Menschenleben Stunden kommen, in denen das Herz sich nach anderen, herrlicheren Gütern, als dem todten, kalten Mammon sehnt, jetzt erst sah er ein, daß er nie des süßesten Erdenglückes theilhaftig geworden war. Lange saß er da, in Sinnen versunken, den Blick auf die mannigfach wechselnden Bilder der Vergangenheit gerichtet, die seinem geistigen Auge vorüberzogen. Und als er endlich in das andere Zimmer zurückkehrte, traten die Liebenden ihm Hand in Hand, heiter und glücklich lächelnd, wie sorglose Kinder, entgegen.

Er umarmte sie, dann bat er Wilhelm, ihn mit seiner Tochter allein zu lassen.

Er begleitete ihn hinaus und äußerte den Wunsch, daß die Verlobung bis zum nächsten Tage geheim bleiben möge.

„Es wäre mir nicht lieb, wenn ich heute noch den Besuch theilnehmender Freunde und Verwandten empfangen müßte," sagte er, „Sie werden mich verstehen. Diesen Brief haben Sie wohl die Güte, morgen früh meinem Bruder Mathias zu übergeben, aber nicht vor morgen, mein lieber Sohn, ich will heute mit meinem Kinde und meinen Gedanken allein sein."

Er überreichte ihm den Brief, den Wilhelm in sein Portefeuille legte, und schloß ihn dann noch einmal in seine Arme.

„Sie werden mein gutes Kind glücklich machen," sagte er, seltsam bewegt, „Gott segne Sie dafür. Leben Sie wohl!"

Hastig eilte er nach diesen Worten in seine Gemächer zurück, und befremdet über dieses sonderbare Benehmen verließ der Referendar bald darauf das Haus. —

In dem Hause des Meisters Mathias herrschte großer Jubel über die Rückkehr des Prinzeßchens.

Selbst Mathias Bauerband und dessen Frau vergaßen für einige Stunden den Schmerz, der

bei jeder Erinnerung an Rudolf sie durchzuckte, um die Freude des Malers zu theilen, der nicht Worte genug finden konnte, dem Retter seines Kindes zu danken.

Ha — wie grimmig der hagere Mann auffuhr, als Röschen ihm ihre Erlebnisse erzählte! Wild schüttelte er die grauen Mähnen, und der hell auflodernde Haß gegen den Bankier und dessen „Brut" schoß flammende Blitze aus den Augen des leidenschaftlich erregten Mannes.

Aber die sanften Worte des Prinzeßchens beschworen diese Stürme, und die Erinnerung an das Ende des Schurken söhnte ihn einigermaßen mit den Verbrechen desselben aus.

Meister Mathias machte ihn darauf aufmerksam, daß ihr Bruder nun so elend sei, daß man nur Mitleid mit ihm empfinden könne, und der kleine Rentner, der sich auch eingefunden hatte, um das Prinzeßchen zu begrüßen, schilderte das Elend des einst so stolzen Bankiers mit so grellen Farben, daß selbst der Maler sich ergriffen fühlte.

Was Röschen an diesem Abend in einer späteren, vertraulichen Unterredung ihrem Vater mittheilte, erfuhr Niemand, aber am nächsten Morgen konnte die Familie des Meisters Mathias den Inhalt dieser Unterredung ahnen.

Der hagere Mann fragte in seiner offenherzigen, kurz angebundenen Weise Konrad im Beisein Aller, ob es wahr sei, daß er auf der Rückreise aus Amerika dem Prinzeßchen gesagt habe, es wäre sein Tod gewesen, wenn er Röschen nicht wiedergefunden hätte, und als Konrad diese Frage bejahte, erwiderte der Maler, in diesem Falle könne er über die Zukunft seines Kindes beruhigt sein, wenn er sie einem so treuliebenden Manne anvertraue.

Jubelnd vor Freude umarmte Röschen den Vater, um darauf in die Arme des Geliebten zu eilen; wie Eleonore hatte auch sie jetzt das Glück ihres Lebens gefunden, und die Erinnerung an die erschütternden Ereignisse der Vergangenheit war nun erloschen.

Da drängte eine Frage die andere, — weshalb Konrad nicht schon vor einem Jahre seine Liebe gestanden habe? wie es gekommen sei, daß sie einem Andern ihr Jawort habe geben können, während sie doch gewußt habe, daß ihr Herz einem Andern angehört habe? Unzählige Fragen wurden aufgeworfen, und fast eine jede dieser Fragen war ein dunkles Räthsel, welches Niemand lösen konnte. Man beschäftigte sich noch mit ihnen, als Wilhelm, begleitet von sei=

nem Vater eintrat und dem Meister Mathias den Brief des Bankiers einhändigte.

Der kleine Rentner berichtete, während er energisch ein Seifenbecken ausschüttete, die Verlobung seines Sohnes mit Eleonore, darüber vergaß Meister Mathias fast, den Brief zu öffnen.

Wilhelm erinnerte ihn endlich daran, nachdem er die Glückwünsche Aller empfangen hatte, der alte Mann erbrach das Siegel und hüllte sich, während er den Brief las, immer dichter in Rauchwolken ein.

Es währte lange, bis er den Inhalt dieses Schriftstücks in sich aufgenommen hatte, und als er nun aufblickte, lag ein ungewöhnlicher Ernst über seine Züge gebreitet.

Er forderte seinen Bruder auf, ihm zu folgen, und führte ihn in ein anderes Zimmer.

„Du hattest Recht," sagte er, „alle Vorwürfe, welche Du seit dem Tode des Vaters unserm Bruder Theodor machtest, waren begründet."

Der hagere Mann warf das Haupt zurück, als ob er erwidern wolle, er habe erwartet, diese Genugthuung zu erhalten, aber Meister Mathias ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„In diesem Briefe bekennt er seine Schuld," fuhr er fort, „er hat gewußt, wo das Versteck

sich befand, in welchem der Vater seine Schätze aufbewahrte, er kaufte das elterliche Haus, um diese Schätze sich anzueignen!"

„Der Schuft!"

„Sprich nun nicht mehr so, Hugo, der Haß möge nun getilgt sein! Das Geld hat ihm keinen Segen gebracht."

„Ich hab's ja immer gesagt, daß unrecht Gut nicht gedeihen kann!" warf der Maler, seine Mähnen schüttelnd, ein.

„Er bittet um Verzeihung, und nicht wahr, wir wollen sie ihm gewähren?"

Meister Mathias blickte bei dieser Frage seinen Bruder treuherzig an, und nach kurzem Bedenken nickte der hagere Mann zustimmend.

„So komm," fuhr Mathias Bauerband fort, „wenn ein Unglücklicher um Versöhnung bittet, so darf sie ihm nicht verweigert werden."

Der Maler war nach kurzem Zögern bereit, der alte Groll wollte wieder erwachen, aber Meister Mathias beschwor den Sturm und zog den Bruder mit sich fort.

„Wenn wir nicht vergeben können, so wird auch uns nicht vergeben werden," sagte er, als sie das Haus des Bankiers erreicht hatten, „und so schuldlos ist kein Mensch, daß er nicht der

Vergebung bedürfte! Was sein Kind verbrochen hat, darfst Du ihm, dem Vater, nicht anrechnen, und für die eigene Schuld hat er schwer gebüßt."

„Nicht schwer genug," erwiderte der hagere Mann dumpf, während sie die Treppen hinaufstiegen. „Aber sei es, ich will ihm verzeihen, wenn ich auch so rasch nicht vergessen kann!"

Eleonore konnte ihre Bestürzung nicht verbergen, als sie den Maler eintreten sah, vor dem ihr Vater, wie er ihr oft gesagt hatte, so große Furcht empfand.

Aber er wünschte ihr in einer so freundlichen, theilnehmenden Weise Glück zu ihrer Verlobung, daß ihre Besorgnisse rasch wieder schwanden; sie konnte nicht glauben, daß er gekommen sein solle, um sich in niedriger Rachsucht an dem Unglück ihres Vaters zu weiden.

Meister Mathias sagte ihr, daß ihr Vater ihm geschrieben habe und er gekommen sei, um persönlich die Antwort ihm zu bringen; Eleonore erwiderte ihm, ihr Vater habe sein Schlafzimmer noch nicht verlassen, aber sie wolle nachsehen, ob er schon aufgestanden sei.

Sie fand die Thüre nicht geschlossen; aber kaum war sie in dem Zimmer, als ein durch-

dringender Schrei den beiden Männern verrieth, daß ein Unglück sich ereignet haben mußte.

Meister Mathias wollte sofort in das Gemach eilen, auf der Schwelle begegnete ihm Eleonore todesbleich mit entstellten Zügen.

„Er ist todt!" schrie sie, außer sich vor Schmerz; der alte Mann umfaßte sie und führte sie zum Divan, dann bat er seinen Bruder, einen Arzt zu holen.

Er redete ihr zu, sie dürfe die Hoffnung nicht verlieren, so lange sie noch hoffen könne; wenn aber ihre Befürchtung begründet sei, dann möge sie sich mit dem Gedanken trösten, daß der Tod zur rechten Zeit dem nagenden Gram und den schweren Sorgen eines Unglücklichen ein Ende gemacht habe.

Er sagte ihr, wenn der alte Herr hinübergegangen sei, so habe er doch noch vor seinem Tode die Freude erlebt, die Zukunft seines Kindes gesichert zu sehen, und sein letzter Gedanke sei gewiß ein Segensspruch für sie gewesen.

Das weinende Mädchen hörte ihm zu, ohne seine Worte zu verstehen, der Schmerz hatte ihre Sinne betäubt.

Der Maler hatte, in richtiger Erkennung der Verhältnisse und wohl auch von einer dunklen

Ahnung getrieben, den Hausarzt seines Bruders Mathias geholt. Eleonore wollte die Herren in's Schlafzimmer begleiten, aber der Arzt bat sie in einem so ernsten, dringenden Tone, zurückzubleiben, daß sie nicht den Muth hatte, bei ihrem Vorsatze zu beharren.

Da lag der einst so stolze, vornehme Herr unter der seidenen Decke, und ein Blick auf die starren, entstellten Züge genügte, erkennen zu lassen, daß das Leben in ihm erloschen war.

Der Arzt beugte sich über die Leiche, dann nahm er von dem Nachttischchen neben dem Bette ein kleines Fläschchen, welches er rasch in seine Tasche steckte.

„Es braucht wohl nicht Jeder zu erfahren, daß Ihr Herr Bruder selbst seinem Leben ein Ende gemacht hat," sagte er leise, „das würde in dem Herzen seines Kindes das Andenken an ihn entheiligen. Sagen wir also, ein Schlagfluß habe ihn plötzlich hinweggerafft."

Mathias blickte den Maler bedeutungsvoll an, dann drückten beide Brüder die Hand des Todten, die auf der Decke lag — sie hatten ihm vergeben. —

Madame Bauerband, geborne von Wurzer, kehrte erst nach der Beerdigung ihres Gatten

heim, nicht, um ihr Kind zu trösten und der Waise sich anzunehmen, sondern um mit den Gläubigern einen Proceß zu beginnen, um Ansprüche an die Hinterlassenschaft geltend zu machen, die keine gesetzliche Begründung hatten und aus diesem Grunde später vom Gericht zurückgewiesen wurden.

Sie war entrüstet über die Verlobung ihrer Tochter mit dem Referendar, ihre beleidigenden Vorwürfe trieben das Mädchen aus dem elterlichen Hause, welches wenige Tage später sammt allem übrigen Immobiliar und Mobiliar des verstorbenen Bankiers unter den Hammer kam.

Eleonore fand eine Zuflucht im Hause ihres Oheims Mathias, hier, in dem Kreise schlichter, treuherziger Menschen fühlte sie sich bald heimisch. Eine innige Freundschaft verband sie mit Helene und dem Prinzeßchen, und unter der praktischen Leitung ihrer Tante lernte sie rasch die Führung des Hauswesens, die im elterlichen Hause stets den Dienstboten anvertraut gewesen war.

Madame Bauerband kehrte zu ihren adligen Verwandten zurück, ihr Groll gegen Eleonore wurzelte noch nach einem Jahre so tief, daß sie die Einladung zur Hochzeit ihres Kindes unerbrochen zurückschickte.

Mochte dieser Groll auch dann und wann einen Schatten auf das Glück der schönen jungen Frau werfen, so waren es doch nur leichte Wolken, die an der Sonne des Glücks flüchtig vorüberzogen.

So war nach vielen schweren Stürmen der Friede zurückgekehrt! Meister Mathias Bauerband und seine Käthe lebten neu auf im Kreise ihrer geliebten Kinder, und auch den Maler söhnte das Glück seines Kindes mit der Menschheit wieder aus. Von seinem Künstlerruhme wollte er nichts mehr wissen, und wenn ja einmal in seiner Gegenwart die Rede auf die Kunst, auf Gemälde und berühmte Meister gebracht wurde, dann schüttelte er energisch die grauen Mähnen, und nichts konnte ihn bewegen, an solchem Gespräch theilzunehmen.

Nur einmal noch zeigte er die ganze Wildheit und Leidenschaftlichkeit seines Temperaments, in der Stunde, in der er durch seine Aussagen die Anklage gegen Frau Wiedemann unterstützen und bekräftigen sollte. Es war ihm nicht genug, daß das Weib zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt wurde, er behauptete, sie habe verdient, auf dem Schaffot zu enden.

Das Prinzeßchen war und blieb der Mittel=

punkt des ganzen Familienkreises, dem nun auch der kleine Rentner und der Advocat Beier angehörten.

Sie blieb das „Prinzeßchen“; auch dann noch, als eine fröhliche Kinderschaar sie umspielte, und als nach mehreren Jahren das Mädchen aus New-York ankam, dem sie die Rettung ihrer Unschuld und Ehre, ja, ihr ganzes Lebensglück verdankte, da ruhte sie nicht, bis auch dieser Unglücklichen der Glaube an die Menschheit zurückgegeben und eine sorgenfreie Existenz gesichert war.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.